

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Nr. 195 SONNTAG, 7. März 1937

Aus dem Inhalt:
Moskauer Prozeßgeheimnisse
Das Blutbad von Malaga
Enteignung des Auslandbesitzes
Der Führer als Wirtschaftsfachmann

Verlag: Karlsbad, Haus „Graphia“ — Preise und Bezugsbedingungen siehe Beiblatt letzte Seite

Amerika geht voran

Die Arbeiter sind glücklich

Weil sie nicht mehr streiken dürfen.

Für die heutige Lage in Deutschland ist das kennzeichnend: es genügt den Machthabern nicht mehr, den Arbeitern das Streiken zu verbieten, sie versuchen obendrein auch, es ihnen auszureden. Haben sie wirklich nicht mehr Vertrauen genug zu ihrer Gewalt, daß sie es jetzt mit göttlichem Zuspruch versuchen? Dann steht es wahrlich schlecht mit ihnen! Denn ihre Gewalt wird respektiert, solange sie gefürchtet wird, ihre »Beweisführung« aber wird nur einem Hohnlachen begegnen.

Mehr als sonstige Streiks, die in den freien Ländern da und dort aufflammen, hat der große Kampf bei General Motors in USA aufrüttelnd und ermutigend gewirkt. Denn die Arbeiter haben nicht nur eine Lohnerhöhung von 5 Prozent errungen, sondern sie haben auch durchgesetzt, daß die hartgesottenste Scharfmachergilde, die es in Amerika gibt, die Gewerkschaft hinfort als gleichberechtigten Verhandlungspartner anerkennen. Das bedeutet, wie jeder sozialpolitisch Erfahrene weiß, die Möglichkeit, in Zukunft auch ohne Streik auf dem Wege von Verhandlungen die Lebenshaltung der Arbeiter der verbesserten Wirtschaftslage anzupassen. Es war ein großer Erfolg, den die Arbeiter erreichen konnten, weil die Staatsgewalt, vertreten durch den Präsidenten Roosevelt sich weigerte, den Unternehmern in der gewohnten Weise beizuspringen und den Streik gewaltsam zu brechen.

Die Machthaber Deutschlands können ihren Sklaven ein so großes Ereignis nicht ganz verschweigen. Sie können ihnen auch nicht verbieten, darüber nachzudenken. Auf die Gewalt allein wollen oder können sie sich nicht mehr verlassen. Was bleibt ihnen also anderes übrig als zu lügen und zu fälschen? Sie tun es im Vertrauen darauf, daß hinter jedem Versuch, sie zu widerlegen, das Konzentrationslager steht.

In dicken Lettern schrieb also ihre Presse, in geschwollenen Worten brüllte ihr Rundfunk, daß das Ergebnis des Riesenkampfes bei General Motors für die Arbeiter »kläglich« gewesen sei. Man denke, nur fünf Prozent mehr Lohn nach sechs Wochen Kampf! 84 Wochen lang müßten die unglücklichen Arbeiter arbeiten, um den Lohnausfall wieder einzuholen: »Sechs Wochen Unruhe, Sorge, Hunger, Kummer, Hetze, Krawall und schließlich ein Verdienstausfall, der erst in anderthalb Jahren ausgeglichen sein wird!«

Wie gut hat es dagegen der deutsche Arbeiter. Er weiß bekanntlich nichts von Sorge, Hunger und Kummer und Unruhe und Hetze kennt er nur insoweit, als sie behördlich angeordnet sind. Wie gut es ihm geht, erfährt er folgendermaßen wörtlich:

»Im nationalsozialistischen Deutschland gibt es glücklicherweise keine Streiks mehr, aber auch keine Aussperrungen. Partei und Staat sorgen für sozialen Ausgleich und soziale Gerechtigkeit.«

In Wirklichkeit haben die streikenden Arbeiter von General Motors während des Streiks sicherlich viel besser gelebt als die meisten deutschen Arbeiter, die vollbeschäftigt sind und Überstunden ma-

chen. War doch der Streik nur der letzte Ausläufer einer Lohnbewegung, in der sie insgesamt 25 Prozent Lohnsteigerung erzielten ungefähr in dem gleichen Zeitraum, in dem die deutschen Arbeiterlöhne um 25 Prozent heruntergingen. Die Behauptung, die Aufbesserung werde durch den vorangegangenen Lohnausfall für anderthalb Jahre aufgezehrt, ist purer Schwindel. Außerdem war, wie schon gesagt, gar nicht der Lohnzuschlag, sondern die Anerkennung der Gewerkschaft der Haupterfolg des Streikes.

Die Göbbelspropaganda setzte natürlich bei dieser Gelegenheit auch auseinander, wie schlimm es in Deutschland in den »Jahren der Schmach« gewesen, und wie über alle Maßen herrlich es heute ist. Von 1919 bis 1931 hätte es 33.800 Streiks gegeben, von denen nur elf Prozent erfolgreich gewesen seien. Heute jedoch wären Streiks nicht mehr nötig, weil das Dritte Reich — wieder wörtlich — »alle verfügbare Kraft und alle Mittel einsetzt,

um jedem schaffenden Volksgenossen Wege zum sozialen Aufstieg zu öffnen.«

Die Göbbelspropaganda fälscht nicht nur die Statistik, sie verschiebt auch völlig den Gegenstand des Streiks. Kein Sozialdemokrat und kein Gewerkschafter hält den Streik für das beste, jederzeit anwendbare Kampfmittel. Es ist aber ein anderes, zur Vorsicht in der Anwendung dieses Kampfmittels zu raten, ein anderes, es dem Arbeiter aus der Hand zu schlagen und ihn wehrlos dem Lohndiktat des Unternehmertums auszuliefern. Das ist aber in Deutschland unter dem schwindlerischen Vorwand, man werde schon auf andere Weise für »soziale Gerechtigkeit« sorgen, geschehen. Und die Wirkung? Während der deutsche Arbeiter in den »Jahren der Schmach« zu den bestbezahltesten Europas gehörte, gehört er jetzt zu den schlechtestbezahlten. Während die Gewerkschaften noch in der Zeit der großen Weltwirtschaftskrise die Löhne mit Erfolg verteidigten, sind sie

jetzt in einer Zeit inflationistischer Staatskonjunktur, in der die Unternehmer und die Spekulanten Gewinne scheffeln, allen Gesetzen der kapitalistischen Wirtschaft zuwider durch den Eingriff der Staatsgewalt gesenkt worden.

Die Arbeiter von General Motors sind Sieger. Sie sind im Vergleich zu den geschundenen Untertanen des Dritten Reichs wahre Herren. Sie leben besser als sich ein armer Kuli des Hitlerstaates auch nur träumen läßt, und sie sind dabei freie Staatsbürger, die reden dürfen, wie sie wollen. Wenn die braune Kapitalsdiktatur ihren Knechten einreden will, sie hätten es besser, sie lebten in einem Lande der »sozialen Gerechtigkeit« und bräuchten keine Gewerkschaften und kein Koalitionsrecht, so wird sie tauben Ohren predigen. Alles Schreien hilft ihr nichts, sie verrät damit nur die Angst, die sie heimlich quält, ihre Knechte könnten ihr eines Tages amerikanisch kommen.

Das Schwarze Korps, das Organ der Hitlergarde, erscheint seit einigen Nummern ohne Todesanzeigen. Schon vor dem spanischen Abenteuer gab die Häufung von Todesanzeigen von SS-Offizieren im Schwarzen Korps Zeugnis von den Todesopfern, die die deutsche Kriegsvorbereitung erfordert. Seit dem Beginn der deutschen Intervention in Spanien wuchs die Zahl dieser Todesanzeigen riesig — eine Widerspiegelung der Verluste der deutschen Flieger und Soldaten in Spanien.

Es war nicht allein im Schwarzen Korps so, sondern in der ganzen deutschen Presse. Diese inoffiziellen Verlustlisten zerrissen täglich die Lüge von der Nichtintervention in Spanien, sie erzählten der Bevölkerung, was das System mit allen Mitteln verbergen wollte: daß systematisch deutsche Soldaten zur Unterstützung der Rebellen nach Spanien geschickt werden.

Das System hat plötzlich diese Todesanzeigen verboten. Man sagt, den letzten Anlaß dazu habe eine Anzeige in Gleiwitz gegeben, in der angezeigt wurde, daß ein Fliegerleutnant »auf dem Felde der Ehre« gefallen sei. Dies Verbot fällt zusammen mit der neuesten Phase der Nichtinterventionspolitik, dem Verbot der Entsendung von »Freiwilligen« nach Spanien. Es enthält, in welchem Geiste der Verlogenheit das System dieses Verbot durchzuführen gedenkt. Wenn es ernst machen wollte mit der Nichtintervention, so würden die Verlustlisten über jene, die »auf dem Felde der Ehre« fallen, allmählich ein natürliches Ende nehmen. Das Verbot aber setzt den Schein an die Stelle der Wirklichkeit. Es ist das Bekenntnis, daß die Intervention weitergehen, aber nicht mehr sichtbar werden soll. Nur die Kontrollmöglichkeit soll eingeschränkt werden. Es wird künftig »auf dem Felde der Ehre« nur noch anonym gestorben.

Aber nun ein Wort über dieses »Feld der Ehre«. Die deutschen Soldaten, die auf die spanischen Schlachtfelder geschickt werden, werden für die schändlichste Sache der Welt geopfert. Sie dienen Verbrechern wie jenem Queipo de Llano, dem Rebellenführer, der die Bevölkerung von Malaga viehisch abschlachten ließ, sie dienen der schamlosesten faschistischen Reaktion.

Das Feld der Ehre

Verlustlisten dürfen nicht veröffentlicht werden

Die Taten des internationalen Faschismus von heute werden einst von der Geschichte den größten Verbrechen der Weltgeschichte zugerechnet werden. Was in Spanien geschieht, liegt auf einer Ebene mit dem, was die Italiener in Abessinien verübten. Die Unterwerfung der abessinischen Stämme, die Massenabschlachtung von Eingeborenen in Addis Abeba durch die italienische Soldateska nach dem Attentat auf Graziani, die »Strafexpeditionen«, die in Abessinien unternommen werden, fordern zum Vergleich mit den abscheulichen Taten der Cortez und Pizarro in Mexiko und Peru, mit den Verbrechen des Warren Hastings in Indien heraus. Diese Heroenzeit der Bestialität wieder zu erneuern, ist der Sinn des Faschismus. In Abessinien gegen die Eingeborenen, in Spanien gegen das arme, die Freiheit liebende Volk — hier wie da mit dem Mittel des Massenmords an Wehrlosen, der brutalen Ausrottung nach der Parole: schlägt das Volk tot, denn es könnte gefährlich werden.

Das ist ihr »Feld der Ehre! Ihre sogenannte Ehre ist eine Schande für die Völker der faschistischen Länder, sie wird die Geschichte dieser Länder auf ewig beflecken.

Verteilung der Beute

Mussolini und General Franco haben durch ihre diplomatischen Vertreter Freundschaftsbeteuerungen ausgetauscht.

Mussolini hat Franco mitteilen lassen, daß Franco sich streng an die italienischen Direktiven zu halten habe. Sein Botschafter hat von den »politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bindungen« gesprochen, die »zur Grundlage einer engen Zusammenarbeit zwischen den beiden faschistischen Staaten, die über die Aufrechterhaltung der Ordnung der Welt wachen würden«, zu machen wären.

Franco hat sich bedankt für »die hilfreiche Freundschaft.«

Da haben jene konservativen Engländer ihre Quittung, die nicht an eine Abhängigkeit des spanischen Faschismus von dem italienischen glauben wollten und die ihren Landsleuten erzählten, ein Sieg Francos würde den Status quo im Mittelmeer nicht

ändern. Diese »Bindungen«, diese »enge Zusammenarbeit« gilt unter »Gentlemen« wohl auch als Aufrechterhaltung des Status quo im Mittelmeer?

Das ist die offene Handauflegung Mussolinis auf Spanien. Diese Deklaration trifft zeitlich zusammen mit der anderen, daß Italien den nationaldeutschen Charakter Oesterreichs anerkenne. Die großen Westmächte haben seinerzeit Mussolini die selbstständige Regelung der österreichischen Frage übertragen, damit er dort für die »Aufrechterhaltung der Ordnung der Welt« gegen Hitler Sorge. Heute sorgen Hitler und Mussolini gemeinsam für die »Ordnung der Welt«, indem sie die Beute aufteilen. Mussolini anerkennt die Vormachtstellung Deutschlands in Oesterreich, und Hitler überläßt Mussolini die Vorhand in Spanien.

Es wird immer sichtbar, daß ein derartiger Akkord vorliegt. Dieser Akkord, diese Handauflegung Mussolinis auf Spanien aber nennt sich in der Sprache der europäischen Politik von heute — — Nichtintervention!

Christliches Heldentum

In einem Aufsatz über christliches Heldentum schreibt die »Kölnische Volkszeitung«:

»Auch ins Gefängnis folgten die Christen dem Heiland nach, und auch heute wieder schmachten in Spanien viele Gläubige in den Gefängnissen ob ihres Glaubens.«

In den braunen Konzentrationslagern leiden Tausende katholische Menschen für ihren Glauben entsetzliche Martyrien — die klerikale »Kölnische Volkszeitung« wagt nur von Spanien zu reden. Die Fastenhirtenbriefe der deutschen Bischöfe klagen über Christenverfolgung in Deutschland, die Bischöfe von Köln, Berlin, Ermeland, Passau, Regensburg, Trier haben in diesen Briefen das Martyrium der Christen in Deutschland eine Kulturschande genannt, in den Kerkern sitzen hunderte Priester — das katholische Organ von Köln behilft sich mit einem zweideutigen Satz über Spanien. Christliches Heldentum — für die anderen. Ein entsetzliches Zeichen des moralischen Verfalls, den die Despotie braucht, um oben zu bleiben.

Ein Dokument zum Kirchenstreit

Uns ist das folgende interessante Dokument in die Hand gefallen:

Der Oberste SA-Führer, R.R.
Adjutantur des Stabschefs.
Briefb. Nr. 9370/36 1/1.
Betrifft: Kindstaufe.

Bezug: dort v. 16. 9. 1936.

Berlin W8, den 30. Sept. 1936.
Voß-Str. 1.
Abschrift.

An

das kath. Pfarramt St. Bernhard,
Berlin-Dahlem
Königin-Luisestraße 33.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ihr Schreiben vom 16. ds. Mts. lag dem Stabschef vor, und der Stabschef läßt dem katholischen Pfarramt St. Bernhard darauf folgendes erwidern:

Es trifft zu, daß dem Stabschef ein Kind geboren ist, das die Namen »Adolf Hermann« trägt. Das Kind ist nicht getauft und der Stabschef beabsichtigt auch nicht, das Kind durch eine der beiden in Deutschland vorherrschenden Religionsrichtungen taufen zu lassen. Maßgebend für den Stabschef sind folgende Erwägungen:

Mit großer innerer Besorgnis verfolgt der Stabschef seit langem die Linie, auf der sich die beiden in Deutschland vorherrschenden Konfessionen seit längerer Zeit bewegen. Die Wahrheit ist mit das höchste Gut der Menschheit, wie dieses ja auch die christliche Religion in ihren Schriften und in ihrer Lehre mehrfach zum Ausdruck bringt. Mit tiefer Betrübnis hat der Stabschef als wahrhafter Mensch die vielen zusammengelagerten und gehässigen Angriffe beider Konfessionen gegen den heutigen Staat zur Kenntnis genommen. Es widerspricht sich doch, wenn eine christliche Konfession von ihrer Anhängerschaft verlangt, »sie solle nicht falsch reden wider den Nächsten«, und wenn dann andererseits die beamteten Sachwalter dieser Religion von der Kanzel herab »falsch Zeugnis reden wider den Staat«. Dies muß jedem wahrhaften und rechtlich denkenden Menschen unverständlich sein. Die vom heutigen Staat bezahlten Warte der Religion haben es ja lediglich dem heutigen Staat zu verdanken, daß ihre Versammlungsorte — in denen sie predigen — noch nicht als grausige Fackeln und Illumination des nächtlichen Deutschland in Flammen aufgegangen sind, und daß sie selbst von einem roten Mob nicht in tierischer Weise hingeschlachtet worden sind, wie dies ja in Spanien, wo der antichristliche Bolschewismus herrscht, in Hunderten von Fällen vorgekommen ist und noch heute vorkommt.

Wenn man lehrt: »Du sollst Deine Feinde lieben«, dann ist es unlogisch, daß die Religionsverkünder — selbst wenn man von ihnen annehmen würde, daß sie Staatsfeinde wären — den heutigen Staat bekämpfen. Denn selbst als »Feinde« des heutigen Staates müßten sie ihn doch lieben und man kann nicht schmähen, was man liebt!

Man predigt: »Du sollst keusch und züchtig leben in Worten und Werken« und von den berufenen Verkündern der christlichen Lehre wandern Dutzende wegen tierischer Schweinereien auf längere Zeit hinter Gitter: Verlangt man, denn, das »keusch und züchtig leben« nur von den Anhängern, und findet man die verbrecherischen Ausschweifungen der Prediger für durchaus am Platze? Man hat doch nachweislich diese Schweinereien höheren Ortes gewußt und geduldet, bis endlich der Staat das schützende Tuch weggerissen und die übergroße perverse Triebhaftigkeit der »Diener Jesu« brandmarkte. Es steht nirgendwo in der Heiligen Schrift daß die Diener der christlichen Weltanschauung sexuelle Ausschweifungen begehen dürfen, und nach der Heiligen Schrift regelt sich doch auch das Leben der Priester.

Die christliche Religion hat es in 2000 Jahren nicht nur nicht erreicht, die Menschheit so gut zu machen, wie sie eigentlich auf Grund der Gebote und der Bibelsprüche sein soll, sondern es ist ihr darüber hinaus in 2000 Jahren nicht einmal gelungen, die Verkünder zu guten Menschen zu machen!

Diese wären von den Hunderten von Widersprüchen nur einige, die hier angeführt worden sind. Man bringt aber junge Menschen, die man all diesem Widerspruch aussetzt, in einen erheblichen seelischen Zwiespalt, der sich nachteilig auf das ganze Leben auswirken muß.

Der Stabschef kann in seiner Gottgläubigkeit diese Verantwortung nicht auf sich nehmen und muß als treuorganisierender Familienvater alle Möglichkeiten ausschalten, die seine Kinder in Gefahr bringen könnten, daß sie durch sexuelle Lüstlinge im Priesterkleide unrein werden. Darüber hinaus muß er sie vor jeder Berührung mit

Das Blutbad von Malaga

Ein Wort an die Mitschuldigen

Wir erhalten den nachfolgenden Aufsatz aus Valencia:

Seit ich weiß, daß die Aufständischen unaufhaltsam auf Malaga marschieren, verfolgt mich ein Traum:

Ein französischer und ein englischer Kreuzer dringen in den Hafen von Malaga. Schnell bringt man die geflüchteten Bauern an Bord, die — über zweitausend waren es — in der Kathedrale gehaust haben, die Frauen und Kinder, die ganz alten Fischer, deren Glieder vom Meersalz angefressen sind, und die Verwundeten. Und mit dieser unschuldigen Last suchen dann die Kreuzer das Weite und lassen in der Stadt die Schlacht ihren Lauf nehmen.

Man hätte es tun können. England und Frankreich sind zwei außerordentlich zivilisierte Großmächte. Man ist sehr menschlich, sehr gefühlvoll. Man hat einen lärmenden Kreuzzug gegen die Stierkämpfe veranstaltet; man kann kein Blut fließen sehen; man kann es nicht sehn . . .

Aber man hat die Bevölkerung Malagas ruhig niedermetzeln lassen.

Denn alle Welt weiß, was in Badajoz vorgegangen ist. Daß die Sieger auf gut Glück die Leute in der Arena zusammentrieben und dann mit Maschinengewehren so lange in den Haufen schossen, bis sich nichts mehr rührte; daß man die Unglücklichen, die sich in die Kathedrale geflüchtet hatten, auch umgebracht hat — viele Frauen und Kinder waren darunter — daß das Blut in kleinen Bächen durch die Straßen floß, Journalisten aus allen Ländern haben es gesehen oder von den Henkern selbst erzählen hören. In den Sprachen der ganzen Welt hat man davon berichtet. Die optimistischen Reporter schätzen die Zahl der Opfer auf 4000 — die anderen auf 10.000 —, man kann sich jedoch mit der ersten Ziffer begnügen.

In Toledo wurden 700 Verwundete in ihren Betten niedergemacht, mitsamt den Ärzten, Krankenpflegern und Pflegerinnen, die in Ausübung ihrer Pflicht bei ihnen geblieben waren. Diese unglaublich scheinende Tatsache hat der Marqui Merry del Val — die rechte Hand von José Antonio Primo de Rivera, einem englischen Journalisten bestätigt.

Wer erinnert sich noch daran? Wer scheint in dem Augenblick dringender Gefahr dies alles gesehen zu haben?

Was taten meine französischen Landsleute — »die Erben der Ältesten und vorfeinertsten Kultur Europas« — ich habe das zu oft gelesen, um es vergessen zu haben, was tat der Völkerbund, was tat seine Heiligkeit, der Vater aller Christen?

unwahren Lehren bewahren! Sie werden zu gottgläubigen, reinen Menschen ohne Bindung an eine Konfession erzogen werden.

Daß das katholische Pfarramt St. Bernhard seinen Brief nicht mit »Heil Hitler« geschlossen hat, wird diesseits lediglich als eine Vergesslichkeit angesehen.

Heil Hitler!

Der erste Adjutant des Stabschefs
gez. Reimann, Brigadeführer.

Spaniens Dank für die internationale Solidaritätsaktion

Ein Telegramm Caballeros.

In Anerkennung der Leistungen, die der von der SAL und dem IGB gemeinsam verwaltete Internationale Solidaritätsfonds für die Hilfsaktion zugunsten der spanischen Freiheitskämpfer vollbracht hat, hat der spanische Ministerpräsident Largo Caballero nachstehendes Telegramm an Louis de Broecker, den Vorsitzenden der SAL gerichtet:

»Unendlich dankbar für neuen Beweis der Solidarität der Zweiten Internationale durch das Anbot, in Spanien ein großes Spital zu errichten, das die tapferen Verteidiger der Freiheit aufnehmen und die Bande unserer herzlichen Freundschaft noch enger knüpfen wird.

Largo Caballero,

Ministerpräsident und Kriegsminister.«

Ist umgehend abzuliefern..

Die NSDAP möchte ihre Vergangenheit auslöschen.

Man schreibt uns:

In Ihrer vorigen Nummer wiesen Sie darauf hin, daß neuerdings in Deutschland nationalsozialistische Flugblätter und Zeitungen aus der Vorhitlerzeit von Hand zu Hand gehen, und daß diese Dokumente viel aufreizender wirken als irgendwelches illegale Material

Oh, ich erkenne das Prinzip der Nichteinmischung durchaus an. Ich weiß auch alles, was man über Vorsicht auf internationalem Gebiet sagen könnte. Aber ich bin entzückt zu erfahren, daß eine menschliche Geste gleichbedeutend mit militärischer Hilfe ist.

Ich denke — mein ganzes Leben lang werde ich es denken —, daß zwei Schiffe genügt hätten . . . Auf diese Weise hätte man die Menschen gerettet, die man gestern den ganzen Tag über mit Maschinengewehren niedergeknallt hat, die man heute, die man so lange erschossen wird, bis endlich die Straßen das saubere und anständige Aussehen einer wohlgereinigten Stadt angenommen haben werden. Und möge der Terror alle Mäuler schließen, alle Hände sich zum Grusse strecken machen!

Wohin sind die Einwohner dieser Stadt geflüchtet, alle, die sich bedroht fühlten, das heißt alle armen Leute, die »Barfüßer«, die Frauen, deren Männer in den Milizen kämpften, und alle die, die an einer nationalen Armee in den Händen fremder Mächte, und an einem Kreuzzug, der mit Hilfe von Mohren geführt wird, keinen Geschmack finden? Auf welchem Wege aber konnten sie fliehen? Es gibt nur eine einzige offene Straße, am Meer entlang — und diese wurde von drei Rebellenkreuzern unter Kanonenfeuer gehalten.

Queipo hielt in einer seiner »Rundfunkplaudereien« an die Mütter Malagas folgende Ansprache:

»Ihr braucht Eure Kinder gar nicht erst gehen zu lehren — lehrt sie lieber gleich schwimmen!«

Wie viele von den verstörten Flüchtlingen werden im Meer Zuflucht gesucht haben? Der General hatte auch versprochen, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, und da, wo sie gestanden, Kartoffelfelder anzulegen. Aber was das betrifft, bin ich ganz beruhigt: sie brauchen den Hafen zu nötig. Und außerdem würden die guten europäischen Nachbarn sofort eingreifen, wenn man diesen irrsinnigen Plan verwirklichen wollte. Denn das Verschwinden des Hafens von Malaga würde in gewissen Kreisen finanzielle und kommerzielle Schwierigkeiten entstehen lassen — und mit Schwierigkeiten dieser Art spaßt man nie. Das ist ganz anders wichtig als Menschenleben.

Deshalb hat sich niemand geführt, hat sich keine Stimme erhoben. Frankreich und England haben über den Nichteinmischungsausschuß Noten betreffend die Freiwilligenkontrolle ausgetauscht — oh, es handelt sich

von gegnerischer Seite. Dazu kann ich Ihnen mitteilen, daß die deutsche Regierung jetzt bereits versucht, sich gegen dies Erwachen der eigenen Partei vergangenheit zu wehren. In den Zeitungen, aber auch mündlich — in Gruppen und sogenannten »Kampfversammlungen« — wurden die Mitglieder aufgefordert, alles derartige Material umgehend bei bestimmten Parteistellen abzuliefern. Als Vorwand diente eine angebliche »Archiv-Vervollständigung«, die soeben in Angriff genommen worden sei. Die Bitte wurde aber in so drohender Befehlsform vorgebracht — »Es ist unbedingte Pflicht jedes Einzelnen . . .« usw. —, daß der Trick unschwer zu durchschauen war und allgemein belächelt wurde. Seither haben die Blätter an Interesse gewonnen und zirkulieren reger als zuvor.

Nur nicht genieren!

Sekt entspricht der Weltanschauung. Die Sektfirma Mathäus Müller hat Kärtchen drucken lassen, die in deutschen Lokalen ausliegen und auf denen man liest:

»Es entspricht nicht der Weltanschauung des neuen Deutschland, wenn jemand glaubt, auf irgendeine Freude aus Angst vor dem Nächsten verzichten zu müssen. Jeder Kauf trägt dazu bei, die Wirtschaft zu fördern und der Arbeitsbeschaffung zu dienen. Also: Warum sollten Sie sich »genieren« . . . (MM) zu trinken!«

Warum sollten sie sich wirklich genieren? Der Schwiegerohn einer gleich großen Sektfirma, der Vertrauensmann des braunen Regimes — Herr Ribbentrop geniert sich ja auch nicht, in dem Gläubigerlande England durch einen noch nie dagewesenen Luxus unliebsam aufzufallen; während die deutschen Volksmassen von ihren Führern tagtäglich in klingenden Reden zu spartanischer Lebensführung und heroischer Enthaltensamkeit angehalten werden.

hier nicht um eine Mord-Kontrolle. Wo würden wir hinkommen, wenn man so klare Ziele ins Auge faßte; wozu wären dann die Diplomaten da, und wozu würde es dienen, Rhetorik-Unterricht genommen zu haben?

Was den Papst anbetrifft, so hat er sicherlich andere Dinge zu tun als gelegentlich »la Croix« zu durchfliegen, sonst hätte er nämlich folgendes, unterzeichnet von Victor Monserrat, gelesen:

»Und die Verwundeten, fragte ich naiverweise einen Phalangisten, wo sind die Verwundeten aus dem feindlichen Lager?«

»Wir haben keinen einzigen feindlichen Verwundeten, antwortete dieser erstaunt, die Medikamente sind rar und kostbar, denken Sie, daß wir sie vergeuden werden?«

Sonst hätte der Papst sicherlich seinen sehr lieben Sohn, den General Franco, gebeten, die Zivilbevölkerung und die Verwundeten unversehrt aus der Stadt herauszulassen. Niemals hätte er sonst zulassen können, daß man im Namen Christi an Frauen und Kindern ganze Reihen von Massakern vornahm.

Und es genügt, die Taufe empfangen zu haben, um Katholik und ein Sohn Roms zu sein — ich denke, daß ich das dem Papst nicht beizubringen brauche . . .

Die Dame aus Genf, so jung und schon so altersschwach, die so bequem auf ihren Bergen am blauen See sitzt, was für ein byzantinisches Problem hat sie zu lösen? Und dabei ist sie eine Dame mit den besten Absichten und einer Moralität . . .

Sie kümmert sich um den Opiumschmuggel, um den Menschenhandel, um die Prostitution, um die unterdrückten Minderheiten, sofern der Unterdrücker nicht zu stark und zu raufstugig ist — und sie zählt sogar unter ihren Beamten einen Herren, der den Titel eines Haremsinspektors führt! Sie sehen, daß sie wirklich an alles denkt. Sie denkt sogar zu viel, und da war es ihr eben nicht möglich, an Malaga zu denken.

Eine kleine Unterlassungssünde, übrigens. Die Dame Völkerbund hält gerne ihre Register hübsch in Ordnung. Bald, in einigen Monaten, wird sie einen Untersuchungsausschuß mit reichlichen Gehältern hinschicken, um die Zahl der Toten festzustellen.

Es ist ein Axiom der religiösen Moral und der Moral schlechthin, daß, wer von der Vorbereitung eines Mordes Kenntnis erhalten, oder wer bei der Vorbereitung mitgeholfen, oder wer nichts getan hat, um ihn zu verhindern — als Komplize angesehen wird.

Marg. Jouve.

»Kriegführen bringt Geld«

Beim Briefkasten der parteiamtlichen »Preußischen Zeitung« hat ein mißtrauischer Pg. angefragt, ob der Krieg, zu dem Deutschland mit Hochdruck rüstet, nicht sehr viel Geld kosten werde. Der Partiredakteur beruhigt ihn in der Nummer 52:

»Kriegführen kostet nicht nur Geld, es bringt auch Geld: Zum Kriegführen gehört bekanntlich — wie Marschall Trivulzio (1448 bis 1518) zu Ludwig XII. sagte: »Geld, Geld und nochmals Geld!« Napoleon dachte darüber anders. Er führte gerade dann Krieg, wenn er keins hatte. Seine Kriege haben Frankreich daher nicht arm, sondern reich gemacht. Die »Drauf«-Zahlenden waren allemal die besetzten Länder.«

Und wenn es allein darauf ankommt, kein Geld zu haben, sind Deutschlands Chancen gegenwärtig die allerbesten! Kann man klarer sagen, daß man einen Raubkrieg plant, bei dem der Unterlegene das »Blutgewicht der Milliarden« tragen soll?

Salomon — zeitgemäß!

In den katholischen Hohenzollern-Landen, bei Gmünd, waren kürzlich einige Feldkreuze mutwillig zerstört worden. Jetzt hat das Schöffengericht zu Gmünd einen Mann deswegen zu neun Monate Gefängnis verurteilt und seinem Spruch ausdrücklich hinzugefügt:

»Es wurde festgestellt, daß der Verurteilte der katholischen Kirche angehört und daß er weder Mitglied der NSDAP noch einer ihrer Gliederungen ist.« (»Frankf. Ztg.« vom 21. Januar 1937.)

Wie weit muß die vox populi schon die eingeschriebenen »alten Kämpfer« generell den Kriminellen zurechnen, wenn der weise Richter diese Feststellung für extra notwendig hält?!

Eine Freundschaft auf Abbruch?

Polen verkrächt sich vor seinem »Verbündeten« in seine Wälder.

Als eine Art Tafelaufsatz ihrer weitpolitischen »Leistungen«, den sie immer wieder prahlerisch vorweisen, muß für die Größen des Dritten Reiches stets der deutsch-polnische »Freundschaftsvertrag« erhalten. Er besteht in der Tat, obwohl sich die gouvernementalen Praktiken beider Länder, wie beispielsweise in der Minoritätenfrage, wie Katze und Hund gegenüberstehen. Danzig ist auch noch da — als ganz ungelöstes lebenswichtiges Problem gerade unter dem Aspekt national-polnischer Interessen. Der Rüstungskredit Frankreichs für seinen polnischen Verbündeten beginnt gerade jetzt, sich in die wehrtechnische Wirklichkeit im Weichselland umzusetzen.

Aber wie? Gerade dieses »wie« enthüllt schände die ganze Eigenart des deutsch-polnischen Verhältnisses, die kein Jagdbesuch Görings bei Mosciecki und kein Wolfsschießen im Bialystoker Urwald weniger eigenartig macht. Polen gedenkt nämlich, wie aus mancherlei Andeutungen und Erörterungen in der polnischen Presse der letzten Wochen hervorgeht, in einem förmlichen »Zehnjahresplan« unter Initiative von Finanzminister Kwiatowski, der darüber jüngst auch im Sejm Auskunft gab, seine ganze Kriegsindustrie aus der gefährdeten Oberschlesischen Ecke in das Innere Polens — und zwar gerade dort, wo es im Bezirk Sandomierz inmitten riesiger Wälder am unwirtschaftlichen und am wenigsten aufgeschlossen ist — zu verlegen. Offen steht es in den polnischen nationalen Zeitungen zu lesen: »Man glaubt in den militärischen und politischen Kreisen, daß im Kriegsfall die knapp an der deutschen Grenze gelegenen polnischen Kohlengruben und Metallhütten der Vernichtung durch den Feind preisgegeben wären.« Als »Feinde« ist also hier Hitler-Deutschland schon ohne weiteres vorweggenommen; wenn das polnische Militär von »Krieg« überhaupt spricht, so denkt es nicht an die Möglichkeit eines Konfliktes mit den Leuten um Stalin, sondern mit denen, die auf seinen Dauerjagdtag Göring vereidigt sind...

Daß es den polnischen maßgebenden Kreisen mit dem gewaltigen Projekt, das sich auf den noch nicht ausgebeuteten reichen Bodenvorrat der Sandomierzer Gegend stützen soll, vor allem auf dessen Naphta- und Erdgas-schätze, ganz ernst ist, zeigt allein die Tatsache an, daß an manchen Orten bei Sandomierz bereits auf Grund der Spekulation, die nunmehr eingesetzt hat, die Grundstückpreise auf das Fünzig- und Hundertfache gestiegen sind...

Grundsätzlich und aus einer Gedankenreihe heraus, die über den nationalsozialistischen Rausch der Gegenwart hinausstrebt, läßt sich freilich auch zu diesem polnischen »Zehnjahresplan« genau wie zu anderen Plänen und Unternehmen gleicher und noch größerer Art in der Welt sagen: Wird diese Welt einmal Deutschland verzeihen, daß sie von ihm gezwungen worden ist, sich vor dieser vermögensfressenden, volkseinkommenszerstörenden, der wirtschaftlichen Vernunft Hohn ansagenden Rüstungsphantastik zu beugen? Wir fürchten: sie wird es nicht! Da aber wird die ganze gespenstische Verantwortlichkeit jenes Mannes sichtbar, an dessen Namen und Wirken nun einmal dieser Fluch für immer geknüpft ist.

Die verlorene Schlacht

Auch das Ehebett opponiert.

Der römische Korrespondent der Nazi-press, Gustav Eberlein, macht in einem langen Artikel eine betäubende Feststellung: Mussolini hat die Zeugungsschlacht verloren. Sein Blatt, »Popolo d'Italia«, gibt das offen zu:

»Die Bevölkerungsschlacht, wie sie vor zehn Jahren mit dem Aufbruch des Duce eingeleitet und mit mächtigem Aufwand an sachlichen und sittlichen Vorkehrungen durchgeführt wurde, ist gescheitert. Nicht nur, daß es nicht gelang, den Abstieg zu bremsen, er hat sogar in katastrophalem Ausmaß an Geschwindigkeit und mit solcher Heftigkeit zugenommen, daß wir binnen kurzer Frist das französische Niveau erreicht haben werden.«

Dann folgen einige Zahlen aus der neueren italienischen Statistik:

»Im Jahre 1881 verzeichnete man 28 Geburten auf Tausend, 1924 immer noch 29, im vorigen Jahre aber nur noch 22,2. Mit anderen Worten: 169.000 Kinder weniger oder, wie es die Militärkreise sehen, 15 Divisionen. Es gibt eine Reihe von

Der Führer als Wirtschaftsfachmann

Wer hat ihm den Bären aufgebunden?

Bei der Eröffnung der Automobilausstellung hat der Führer in einer Ansprache an sein daselbst versammeltes Volk seine »unabänderlichen Entschlüsse« kundgetan, »die deutsche Kraftverkehrswirtschaft von der Unsicherheit der internationalen Importe unabhängig zu machen und auf eine solide, sichere eigene Basis zu stellen«. Es sei »daher unsere allerhöchste Aufgabe, Deutschland von der Einfuhr jener Stoffe unabhängig zu machen, die für die Erhaltung und den weiteren Ausbau gerade dieser Produktion erforderlich sind«. Dem Einwand, »Es gehe nicht«, schleudert er die Versicherung seiner »Entschlossenheit« entgegen, »einmal vorgefaßte Pläne so oder so auch zu verwirklichen«. Solche »kapitalistischen Erwägungen« erledigt er kurzerhand mit drei Argumenten, die nicht zu bestreiten seien.

»1. Die Frage der Verwandlung von Kohle in Benzin ist gelöst.« Nach einem Bericht der Deutschen Bank hätten zu einer vollständigen Versorgung Deutschlands mit Auslandsöl im Jahre 1934 200 Millionen Mark ausgereicht. 1936 werden die Mehrkosten der Treibstoffautarkie ohne die Aufwendungen für Investitionen auf mindestens 800 Millionen angeschwollen sein. Mehr als eine Milliarde Mark sind also zugunsten der Treibstoffautarkie verschleudert worden, die allenfalls als Kriegsvorbereitung sinnvoll ist. Bedenken wegen der Kosten zählt der Führer allerdings nicht zu den ernsthaften, sondern zu den »vermeintlichen sachlichen Gegenständen«.

»2. Die Erzeugung des künstlichen Gummis ist ebenfalls gelungen und wird fabrikatorisch in einem großen Betrieb durchgeführt.« Nach Angabe seiner Sachverständigen wird aber die Erzeugung des künstlichen Gummis noch nicht durchgeführt, sondern erst vorbereitet. Die Zeitschrift »Der Vierjahresplan, Zeitschrift für nationalsozialistische Wirtschaftspolitik, mit den Amtlichen Mitteilungen des Beauftragten für den Vierjahresplan Ministerpräsident Generaloberst Göring«, 1. Jahrgang, Nr. 2, enthält einen Aufsatz »Buna, der deutsche synthetische Kautschuk«, von Dr. Johannes Eckell. Darin heißt es:

»Der Aufbau der neuen deutschen Kautschukindustrie hat begonnen. Zwischen Halle und Merseburg, bei dem Dorf Schkopau, entsteht das erste große deutsche Buna-Werk... Bis Ende dieses Jahres wird der vorgesehene Aufbau dieses Werkes so weit vorgetrieben sein, daß mit

Städten, wo die Särge bereits zahlreicher sind als die Wiegen, obwohl die Eheschließungen zugenommen haben. Da hilft keine Beschönigung, die Wahrheit ist die, daß der Wille zum Kind abnimmt, in Stadt und Land. Die wirtschaftliche Lage, so stellt man in Rom fest, hat damit nichts zu tun, denn es sind in erster Linie die Palläste, die wohlhabenden Kreise, wo sich der Geburtenschwund in verheerender Form zeigt, zahllos sind unter dem faschistischen Regime die kinderlosen und die Einkinder.«

Das Sinken der europäischen Geburtenzahlen hat verschiedene Ursachen, festzuhalten gilt in diesem Falle nur: Auch dieses Stück groß angekündigter Erneuerung ist dem Faschismus völlig mißlungen. Eine Hoffnung bleibt, sagt Eberlein, nämlich der Lebenswille eines »rassebewußten Volkes«. Aber in diesem Punkte hapert es auch, siehe unsere Neugermanen. Gleich unter Eberleins Jeremiade ist in einem Bericht zu lesen, der Münchner Universitätsprofessor Dr. Rüdin, Leiter der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene, habe erklärt:

Wir hätten in Deutschland verschiedene Rassenanschläge, deren Begabungen nach Art und Stärke verschieden sind. Leider müsse aber festgestellt werden, daß bisher vielfach der Wille zur Eheschließung und zur Fortpflanzung umso geringer war, je stärker der nordische Einschlag ist. Der nordische Mensch sei unternehmungslustiger und abenteuerlustiger und wagemutiger. Er beteilige sich mehr im Sport, Seefahrt, Forschungsreisen und Krieg. Seine schöpferische geistige Aktivität gehe häufig auf Kosten der Familienbildung. Hierin liege eine Gefahr.

Daß der europäische Mensch sich fragen könnte, wozu er den stark bevölkerten Erdteil noch mehr überfüllern solle, darauf darf ein brauner Professor wohl ebenso wenig kommen, wie ein römischer Korrespondent. Jedenfalls lehnt es heute auch der »kriegerische Germane« ab, faschistischen Despoten sinnlos Kanonenfutter zu liefern. Daran wird selbst das der deutschen Malerei befohlene Vierkinder-System nichts ändern.

»Beginn des Jahres 1938 die Produktion in Gang kommen wird, die uns in die Lage versetzt, einen Teil des deutschen Kautschukbedarfes im Inland sicherzustellen.«

Aber auch die verarbeitenden Werke müssen auf die Verwendung des neuen Rohstoffes erst umgestellt werden. Darüber schreibt Görings Organ:

»Neben dem Aufbau der Anlagen zur Buna-Herstellung trifft die kautschukverarbeitende Industrie bereits ihre Vorbereitungen, um den neuen Werkstoff aufzunehmen... Es wird ein Jahr intensiver Arbeit sowohl in der chemischen Großindustrie als in der Gummindustrie sein, um die erforderlichen Vorbereitungen und Maßnahmen wirtschaftlich und technisch richtig durchzuführen.«

»3. Die deutschen Eisenlager sind unbegrenzt. Außerdem: Ueber tausend Jahre hat Deutschland kein Eisen eingeführt und trotzdem haben wir unseren Bedürfnissen genügen können.«

Ueber die Unbegrenztheit der deutschen Eisenlager (gemeint sind wohl die Eisenerzvorkommen) sind die Sachverständigen anderer Meinung als der Führer. In einem Gutachten über die deutsche Eisenerzversorgung, das die Sachverständigen Dr. Buchmann, Geh. Prof. Dr. Mathesius, Dr. Petersen im September 1926 der Enquetekommission des Reichstags eingereicht hatten, heißt es:

»Der gewinnbare Eisenerzvorrat Deutschlands hat sich im Jahre 1917 nach der Schätzung der führenden Geologen Beyerschlag und Krusch nur auf rund 530 Millionen Tonnen belaufen... Berücksichtigt man, daß die Eisenerzvorräte Frankreichs auf rund 9763 Millionen, die der Vereinigten Staaten auf 4258 Millionen, die Englands auf 2929 Millionen, die Schwedens auf 1325 Millionen Tonnen geschätzt wurden, so ersieht man, wie arm Deutschland an Eisenerzen ist.«

Der deutsche Eisenerzvorrat beträgt also noch nicht die Hälfte des schwedischen und noch nicht ein Sechstel des französischen. Ueberdies ist sein Eisengehalt erheblich geringer. Schacht sagte auf der Jubiläumstagung der Eisenhüttenleute am 1. Dezember 1935:

»Deutschland ist arm an hochprozentigen Eisenerzen, wie sie noch in der jüngsten Vergangenheit verschmolzen werden konnten.«

Welche (natürliche arische) Großmutter hat aber dem Führer das Märchen vom eiseneinfuhrfreien tausendjährigem Reich erzählt? Zur Zeit Ottos des Großen mögen die

»Systemopfer«

Wiederum meldet die amtliche Statistik über »die Bevölkerungsbewegung in den deutschen Großstädten« im Dritten Vierteljahr 1936:

»Durch Selbstmord schieden 2,2 Prozent Personen mehr als im Vorjahr freiwillig aus dem Leben. Die Zahl der tödlichen Unfälle stieg von 1626 im Vorjahr auf 1649 in der Berichtszeit. Dieser letztere Anstieg um 1,4 Prozent ist bedeutend niedriger als der im Vorjahrviertel im Vergleich zum dritten Vierteljahr 1934, wo er 8,3 Prozent betrug.«

Die Tendenz, die über den brutalen Verschleiß menschlichen Lebens und menschlicher Gesundheit Aufschlüsse gibt, geht weiter gradlinig nach oben. Der Prolet, der an der Maschine und auf dem Gerüst durch seine Anstreiber in den Tod gehetzt wird, gehört nun einmal zum Inhalt des »deutschen Sozialismus«!

Aber was soll man zu den nach wie vor unentwegt ansteigenden Selbstmordziffern der Hitler-Episode sagen...? Früher, in der Demokratie, war es doch so, daß jeder Freitod in den Weltkrisenjahren von der Hitlerschen Lügenpropaganda gegen die bestehende staatliche Ordnung ausgebeutet wurde; die Nazi-press hatte dafür eine eigene ständige Rubrik unter dem Stigma: »Systemopfer«. Hitler selbst »verwertete« solche Selbstmordziffern in seinen öffentlichen Auseinandersetzungen mit Brüning. Es wäre zu viel von diesen Gesellen verlangt, sie zu ersuchen, angesichts ihrer Selbstmordziffern nunmehr für die Gemeinheit der »Kampfzelle Abbitte zu leisten.

Das Schwarze Korps treibt Greuelpropaganda

Die Einführung der Fettkundenliste im Dritten Reich hat in der Bevölkerung große Nervosität hervorgerufen. Es stellt sich heraus, daß die Eintragung in die Kundenliste noch nicht den regelmäßigen Fettbezug garantiert, weil die Geschäfte unregelmäßig mit

Schwerter nur aus heimischem Erz und in der heimischen Esse geschmiedet worden sein, aber in der modernen, der eisernen Zeit, hat es kein Jahr ohne Eiseneinfuhr gegeben. Zunächst in den vierziger, später in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden hohe Eisenzölle zur Abwehr der englischen und belgischen Konkurrenz eingeführt. Trotzdem hat seither die Einfuhr ausländischen Eisens niemals aufgehört. Z. B. waren 1913 rund 1 Million Tonnen Eisen und Eisenerzeugnisse nach Deutschland importiert worden. Aber weiß der Führer nicht, daß auch aus dem Dritten Reich das ausländische Eisen nicht verbannt ist? 1933 betrug die Eiseneinfuhr 1,3, 1934 1,9 Millionen Tonnen, 1935 922.000 und 1936 830.000 Tonnen.

Der »Einwand der zu hohen Preisbildung der Eigenerzeugung solcher Produkte« wird mit folgendem Argument abgetan:

»Wollte man diesen Meinungen folgen, dann hätten wir überhaupt keine Nationalwirtschaft mehr. Jahrzehntelang hat vor dem Krieg der Marxismus unentwegt gefordert, daß man zum Beispiel ausländisches Fleisch, das damals ohne Zweifel billiger war, nach Deutschland einführen sollte. Das Ergebnis wäre die Vernichtung des deutschen Bauernstandes gewesen. Ebenso forderte man die Einfuhr ausländischen Getreides. Dies hätte ebenso zum Ruin des deutschen Bauern geführt.«

Im Jahre 1913, gar nicht zu reden von den unheilvollen 14 Jahren, wurden zwei Millionen Tonnen Weizen eingeführt und vier Millionen Tonnen Weizen geerntet. Ein Drittel der Weizenversorgung stammte also aus dem Ausland, und außerdem 60 Prozent der Gerstenversorgung. Die Einfuhr lebender Tiere betrug damals 290 Millionen Mark, und allein Futtermittel und technische Rohstoffe landwirtschaftlicher Herkunft wurden damals für vier Milliarden Mark importiert. Diese Einfuhr allein war also damals so groß wie im Dritten Reich die Gesamteinfuhr. Weiß der Führer nicht, daß im ersten Halbjahr 1936 fast dreimal so viel lebende Tiere und mehr als dreimal so viel Fleisch und Speck eingeführt worden sind als ein Jahr vorher, weil sonst die Bauern wegen Mangels an Futtermitteln gezwungen gewesen wären, ihren gesamten Viehbestand abzuschlachten und daß trotzdem Fettkarten eingeführt werden mußten?

Wenn die Autofabrikanten auf die Versicherungen ihres Führers über die Möglichkeiten der Autoautarkie allzusehr bauen, dürfte es um ihre Verwirklichung schlecht bestellt sein! G. A. F.

Fett beliefert werden. Die Unruhe spiegelt sich in der nationalsozialistischen Presse wieder. Das »Schwarze Korps« (Folge 4 vom 28. I.) wendet sich gegen die »unzähligen Volksgenossen, die zur Zeit Gerüchte über die Verschlechterung der Lebenshaltung« weitergeben. »Da gibt es keine Lebensmittel und keinen Gebrauchsgegenstand, seien es auch nur Puddingpulver und Stecknadeln, deren drohende Knappheit, deren nahes Verschwinden, ja deren striktes Verbot nicht schon prophezeit worden wäre. Man hört haargenaue Angaben darüber, wieviel Gramm Butter »demnächst« je Kopf der Bevölkerung ausgegeben würden und hält die Butterfrau für ein Wundertier, weil sie den seltenen Stoff noch nicht mit der Apothekerwaage austeilt. Da erfahren wir die genauesten Vorschriften über den Kaffee-Ersatz-Beimischungszwang, über eine Verschlechterung aller Zigarren und Zigaretten, weil nur noch deutsche Tabake verwendet werden dürfen, über die drohende Kontingentierung der Benzinabgabe an Autofahrer und hunderterlei Einschränkungen, die unseren Alltag bedrohen sollen.« Wer erzählt nun diese Gerüchte? Das Organ der SS und des Chefs der deutschen Polizei macht ausnahmsweise nicht das Ausland und eine internationale staatsfeindliche Organisation dafür verantwortlich, sondern schreibt: »Staatsbeamte und Staatsangestellte, Parteigenossen und Angehörige der Parteigliederungen, Schriftleiter, Angestellte berufständischer Organisationen und wirtschaftlicher Vereinigungen sollten nicht mit zu den gedankenlosen Verbreitern von Gerüchten gehören, denn aus ihrem gewissermaßen prominenten Munde hört sich die größte Dummheit noch »authentischer« an und wirkt entsprechend verheerend.« Die Verbreiter dieser unerwünschten Gerüchte werden dringend gewarnt. Man werde sie zu finden und zu treffen wissen. Interessant ist, daß das Organ des Herrn Himmler zugeben muß, daß auch die »alten Kämpfer« von der Nervosität allmählich erfaßt sind!

Die Enteignung des Auslandsbesitzes

Das Geheimnis der deutschen Devisenbilanz

Mit jener Zähigkeit, die die Not erzwingt, führt Schacht den Kampf um den Besitz der deutschen Untertanen gehörigen Auslandswerte. Es handelt sich darum, diese Werte, die im Ausland gegen Devisen verkauft werden können, in den Besitz der Reichsbank zu bringen. Sie bilden nach dem Schwenden des Goldschatzes die letzte ansehnliche Devisenreserve, über die die deutsche Diktatur verfügen kann.

Dem Zweck dieser Expropriation — denn für die Besitzer bedeutet der Zwang, Pfund-, Dollar- oder sonstige Valutawerte gegen Schachtmark zu verkaufen, natürlich, auf längere Sicht gesehen, eine Enteignung — dienen eine Reihe zusammenhängender und sich in ihrer Wirkung steigender Maßnahmen. Diese sind zweierlei Art; die einen dienen dazu, die bereits in Deutschland befindlichen Wertpapiere in ihrem Preis herabzudrücken und die so verbilligten Effekten in den Besitz der Reichsbank »zu überführen«, die anderen sind bestimmt, die in ausländischen Banken hinterlegten Werte nach Deutschland zu bringen und sie dem Zugriff der Reichsbank unmittelbar auszuliefern.

Zunächst wurden die deutschen Banken angewiesen, ausländische Werte nur noch zu einem eingeschränkten Satz zu lombardieren. Die Maßnahme hatte geringen Erfolg. Viel einschneidender war schon das Verbot der Arbitrage, wodurch der Austausch der im deutschen Besitz befindlichen Papiere mit denen im Ausland unterbunden wurde. Entscheidend war aber im November 1936 die Einführung des Depotzwangs. Alle inländischen natürlichen und juristischen Personen müssen nach dieser Verordnung ihre ausländischen Wertpapiere bei einer deutschen Devisenbank hinterlegen. Liegen die Wertpapiere im Ausland, so sind sie in einer Filiale der deutschen Devisenbank im Ausland zu deponieren. Der Handel in ausländischen Papieren selbst ist zwar nicht verboten, aber die Käufer bekommen die Stücke nicht ausgeliefert; die bleiben im Depot der Bank. Der Erfolg war ein rapider Rückgang des Kurses der Auslandswerte; hatte früher die Inflationsfurcht dazu geführt, daß diese Papiere an den deutschen Börsen viel höher standen als an den auswärtigen, so war es jetzt klar, daß diese Werte nicht mehr dem deutschen Besitzer, der zunächst formell Eigentümer bleibt, sondern in Wirklichkeit der Reichsbank zur Verfügung stehen, die, so bald sie will, auch zur offiziellen Beschlagnahme gegen Markenschädigung schreiten kann. Diese Entschädigung ist dabei — auch in Papiermark — natürlich viel geringer als sie vor dem durch die Reichsbankmaßnahmen herbeigeführten Kursverfall gewesen wäre. Hat aber die Reichsbank die allgemeine Beschlagnahme, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Eindruck solchen Vorgehens im Ausland zunächst unterlassen, so hat sie direkt und durch die Devisenbanken einen starken Druck auf die Besitzer ausgeübt, ihr die hinterlegten Papiere zu verkaufen. Uns sind eine ganze Anzahl solcher Fälle bekannt und bei dem politischen und wirtschaftlichen Terror ist natürlich der Wunsch der Reichsbank stets ein ängstlich befolgter Befehl gewesen. Es ist kein Zweifel, daß ein nennenswerter Teil des Besitzes an ausländischen Papieren bereits auf die Reichsbank übergegangen ist.

Diese fortschreitende »kalte« Beschlagnahme wird nun durch eine neue Verordnung der Reichsdevisenstelle vom 27. Februar sehr gefördert. Nicht nur wird angeordnet, daß ausländische Wertpapiere auch im Inland nur noch mit Genehmigung erworben oder veräußert werden dürfen, sondern es wird zugleich die Kursnotierung für ausländische Wertpapiere an den deutschen Börsen eingestellt. Genehmigungsfrei bleibt allein noch der Verkauf an eine deutsche Devisenbank. Die Einstellung der Kursnotierung und die Genehmigungspflicht für jeden anderen Verkauf bedeutet, daß der Besitzer auf Gnade und Ungnade der deutschen Bank ausgeliefert ist, die nach den Befehlen Schachts den Kurs festsetzt. Sonst ist dem Besitzer jede Verfügungsmöglichkeit genommen, es sei denn, er wollte seine Papiere ins Ausland schmuggeln, worauf Todesstrafe steht. Ohne zu der »bolschewistischen« Maßnah-

me der Beschlagnahme zu greifen, die seine Kreditwürdigkeit vielleicht selbst in den Augen Montague Normans, des Gouverneurs der Bank von England, schädigen könnte, wird sich Schacht zu sehr herabgesetzten Preisen bald des privaten deutschen Besitzes an Auslandswerten bemächtigt haben.

Zudem hat Schacht auch dafür gesorgt, daß der seinem Zugriff zugängliche Besitz in der Zwischenzeit noch vermehrt worden ist. Zugleich mit der Verhängung der Todesstrafe für den deutschen Untertan, der Vermögen nach dem Auslande verschiebt oder im Ausland stehen läßt, wurde eine Amnestie für diejenigen erlassen, die ihr bisher im Ausland befindliches, nicht angemeldet Vermögen anmelden, respektive es nach Deutschland oder in das Depot einer ausländischen Filiale einer deutschen Devisenbank bringen. Diese Bestimmung hat sich als recht wirksam erwiesen. Natürlich werden über den Erfolg nie Aufschlüsse, sei es in der Bilanz der Reichsbank oder in den Statistiken über die deutsche Zahlungsbilanz erscheinen. Private Schätzungen beziffern den Rückfluß auf 200 bis 280 Millionen RM. Sicher ist, daß diese Kapitalrückströme, die hauptsächlich aus der von der deutschen Wirtschaftsspiionage am meisten durchsetzten Schweiz erfolgten, sogar zeitweise nicht ohne Rückwirkungen auf den Devisenbestand der Schweizer Nationalbank geblieben sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Schacht so in den zusätzlichen Besitz von etwa einer Viertelmilliarde erstklassiger, auf den ausländischen Börsen jederzeit realisierbarer Effekten gekommen ist.

Um welche Beträge kann es sich nun bei diesem deutschen Auslandsbesitz insgesamt handeln? Schon unter Brüning mußten 1931 alle deutschen Staatsangehörigen genaue Angaben über ihren ausländischen Effektenbesitz machen. Seitdem sind diese Erhebungen nicht nur jährlich wiederholt worden, sondern jede Besitzveränderung war an die Genehmigung der deutschen Devisenstellen geknüpft. Zur Zeit der ersten Erhebung wurde der deutsche Besitz an Auslandswerten auf 1½ Milliarden Mark geschätzt, wobei allerdings nie eine offizielle Angabe erhältlich war. 800 Millionen Mark sollen davon die auf den ausländischen Börsen notierten Effekten ausgemacht haben. Der Betrag ist seitdem durch die Devaluationen einerseits vermindert, durch die Kurssteigerungen andererseits vermehrt worden. Er dürfte auch heute noch, berücksichtigt man namentlich den oben erwähnten neuen Zufluß, recht beträchtlich sein und näher bei einer Milliarde als viel darunter liegen.

Ein Teil dieser Effekten ist, wie wir gesehen haben, bereits in den Besitz der

Reichsbank übergegangen. Was hat Schacht damit angefangen? Daß er einen Teil davon im Ausland verkauft hat, ist sicher. Dafür geben bestimmte Marktvorgänge einen Anhalt. So waren Chade-Aktien — die international gehandelten Aktien der großen spanisch-argentinischen Elektrizitäts-Holdinggesellschaft — an einzelnen Tagen an den ausländischen Börsenplätzen gedrückt und die ausländischen Beobachter führten das auf deutsches Angebot zurück. Sicher ist, daß Schacht sich auf diese Weise zeitweise Devisen für die Bezahlung deutscher Lebensmittel- und Rohstoffeinfuhren beschafft. Aber in welchem Umfang das geschieht, und ob die Erfordernisse der Einfuhr den einzigen Zweck der Veräußerung bilden und ihr Ausmaß bestimmen, bleibt völlig ungewiß. Am wenigsten darf man darüber Aufklärung von der deutschen Statistik, z. B. von den Angaben über die Zahlungsbilanz erwarten. Sind solche schon der Natur der Sache nach nur mit großer Vorsicht und unter Vorbehalt zu verwenden, da ein Teil der Angaben nur auf mehr oder minder großen Schätzungen beruhen können, so handelt es sich in dem deutschen Fall um reine Zweckstatistik, die den ausländischen Gläubigern beweisen soll, daß infolge der Devisennot keine Zinsen bezahlt werden können. Ein nettes Beispiel dafür gibt eben der »Economist«. Nach der offiziellen Zahlungsbilanz von 1935 ergab sich in der laufenden Rechnung für Außenhandel, Schifffahrt und Schuldendienst ein Defizit von 102 Mill. RM. Das schien zunächst unerklärlich, da bei fast ausgeglichener Außenhandelsbilanz Schifffahrt und sonstige Dienstleistungen einen Ueberschuß von 451 Mill. RM. aufwiesen. Nähere Prüfung ergab, daß die Gesamtsumme der geschuldeten Zinsen von 650 Mill. RM. auf der Passivseite verbucht wurden, obwohl nur rund 250 Mill. RM. wirklich transferiert wurden. Der Rest von 400 Mill. wurde unter »Kapitalbewegung« — in Wirklichkeit hat sich gar nichts bewegt — als kurzfristige Anleihe von ausländischen Gläubigern verzeichnet. So wurde der falsche Eindruck erweckt, daß die Reineinnahmen aus Schifffahrt und Dienstleistungen für die Deckung des Zinstransfers unzureichend seien. Denn die — in Wirklichkeit nicht existierende — kurzfristige Anleihe hätte ja demnächst zurückgezahlt werden müssen und hätte dafür die entsprechenden Devisen beansprucht.

Noch rätselhafter bleibt die — im Detail noch nicht bekanntgegebene Zahlungsbilanz für 1936. Trotzdem die Handelsbilanz für 1936 ein Aktivum von rund 550 Mill. RM. gegenüber dem Passivum von 3 Mill. RM. i. V. ausweist und die Schuldenszahlungen schon infolge der Devaluation im Goldblock noch weiter zu-

rückgegangen sind, behauptete Schacht bei den eben beendeten Stillhalteverhandlungen, daß die Devisenlage sich nicht gebessert habe und drang mit diesem Standpunkt wieder einmal durch.

In Wirklichkeit handelt es sich um ein undurchdringliches Geheimnis. Was Schacht mit den in seinen Besitz gebrachten Effekten und mit dem aus dem Ausland zurückgeführten Vermögen anfängt, entzieht sich jeder Kontrolle. Es ist durchaus möglich, daß er diese Reserve, soweit er sie nicht zum zeitweiligen Ausgleich von Spannungen in der Einfuhr benutzen muß, sonst unangetastet läßt, es ist aber ebenso gut möglich, daß er einen Teil im Ausland realisiert und sich so einen Gold-, d. h. einen Kriegsschatz anlegt, der in keinem Ausweis erscheint. Es ist eine Illusion, zu glauben, durch eine noch so genaue Analyse der oft schon stark manipulierten deutschen Statistiken aller Geheimnisse der Diktatur auf die Spur kommen zu können. Sicher ist nur, daß Schacht gezwungen ist, auch die letzte Reserve bereits anzugreifen.

Dr. Richard Kern.

Die Ernährungsschwierigkeiten

Die Eiernot hat in den letzten Tagen in Deutschland groteske Ausmaße angenommen. Der Eieranfall geht selbst nach dem Bericht des Reichsnährstandes von Woche zu Woche zurück, und auch die Auslandszufuhren sind geringer geworden. In Berlin erhält die Bevölkerung seit Wochen pro Kopf nur zwei Eier in der Woche zugeteilt, für die 14 und 15 Pfennige pro Stück bezahlt werden müssen. Aus Frankfurt a. M. wird gleichfalls von einer direkten Eiernot berichtet, da dort auch sämtliche Kühlhausbestände aufgezehrt sind.

Obwohl in den letzten Monaten die Bevölkerung ausgiebig bearbeitet worden ist, künftig mehr Seefisch zu verzehren, sind für die starken Zufuhren, die jetzt am Seefischmarkt zu verzeichnen sind, keine Absatzmöglichkeiten gegeben. Der Seefischverbrauch hält sich trotz der Göbbels-Propaganda in recht mäßigen Grenzen, so daß ein Teil der Fische wegen mangelndem Absatz in die Fischmehlfabriken wandern muß.

Diese Erscheinung spricht dafür, daß sich die Bevölkerung doch nicht auf allen Gebieten so willenslos leithammeln läßt, wie das die Machthaber gerne möchten.

Angst statt Butter

Kein Brot — aber Bürgerkriegsschauspiele
Durch die deutsche Presse geht folgende Meldung:

»Krafradschützen und Panzerwagen der Leibstandarte in der Revue 70 Millionen und ein Schlag. In der Revue 70 Millionen und ein Schlag« in der Deutschlandhalle werden von Freitagabend an Krafradschützen und Panzerwagen der Leibstandarte »Adolf Hitler« die hohe Schule der friedensmäßigen Ausbildung mit den modernen Sonderwaffen der Kraftwagentruppen vorführen. So wird u. a. eine regelrechte Gefechtsübung gezeigt werden.

Eine Bürgerkriegsrevue mit Kanonengirls, Volltreffern und Lachschlagern. Man wird die verhöhlten Deutschen vermittle »Kraft durch Freude« scharenweise zu dieser Lustbarkeit treiben, damit sie das Fürchten noch besser lernen und sich angesichts der »friedensmäßigen Ausbildung« dieser Prätorianer auch die leise Meckerei aus dem Kopfe schlagen.

Das süße Kriegsgespenst

Mit folgendem laufendem, weil sicherlich ganz zeltentsprechendem Inseratenauftrag sind jetzt auch teure reichsdeutsche Anzeigen, wie beispielsweise der »Leipziger Illustrierten Zeitung«, bedacht:

»Brot aufstrich! Spart Butter und Fett! Nur 39 Pfennig kommt das ganze Pfund goldiger Kunsthonig, appetitlich und sauber von Ihnen im eignen Topf gekocht mit dem viermillionenfach bewährtem Reichs Kunsthonigpulver. Nährhaft, gesund, köstlich schmeckend. Auch vorzüglich zum Pfefferkuchenbacken. Alle Hausfrauen loben, 2 Stück (für 8 Pfund reichend) gegen Voreinsendung 95 Pfennig. Wiederverkäufer gesucht!«

Und wie alle Hausfrauen dies Gespenst aus glorreicher Zeit loben werden!

Das totale Monopol

»An und für sich ist die Karikatur, und zwar im Sinne humorvoller oder grotesker Komik, eine durchaus germanische Kunstform, die eigentlich nur dem Deutschen und Angelsachsen eigen ist.«

»Deutsche Monatshefte«.

Rohstoff Sorgen hemmen den Kriegswillen

Obleich die Nationalsozialisten das Ausland gern mit ihrer Kriegsbereitschaft blüffen, wird doch immer deutlicher erkennbar, daß diese Bereitschaft noch erhebliche Lücken aufweist. Eine davon ist das nicht gelöste Problem der Rohstoffversorgung. Ganz offen äußert sich darüber einer der Wehrwirtschafts-Sachverständigen des Dritten Reiches, Major Dr. Hesse, im »Deutschen Volkswirt« vom 12. Februar. Er behandelt die Rohstoffwirtschaft und ihre Bedeutung für die Kriegsführung und sagt dabei u. a.:

»Am Beispiel der Rohstoffwirtschaft, das auch zugleich ein solches der Ersatz- und Neustoffwirtschaft ist, lassen sich für die Kriegsführung wichtige Tatsachen aufzeigen, die meistens auch die Zusammenhänge mit anderen Wirtschaftszweigen aufheben und die es deutlich machen, daß der Kriegsführung seitens der Wirtschaft weit stärker, als wir dies gelten lassen möchten, Grenzen gezogen sind.... So richtig sicherlich immer wieder gesagt wird, daß die Rohstoffwirtschaft des Krieges sich aus einigen Hauptästen zusammensetzt, der Kohle, den hauptsächlichsten Erzen, dem Stickstoff, den wichtigsten agrarischen Stoffen usw., so darf doch nicht übersehen werden, daß oft geringe Mengen bestimmter Qualitäten wie etwas der Stahlhärtungsmittel, des Gummis oder verschiedener Chemikalien, kriegsentscheidende Bedeutung haben. Fehlen sie, so erweisen sich oft die starken Säulen als nicht oder ungenügend tragend. Hinsichtlich der verfügbaren Mengen neigen wir dazu, die gegenwärtigen Bestände zugrunde zu legen.

Nur muß gerade der Wehrwirtschaftler von dem bestehenden wirtschaftlichen Zustand ausgehen, dennoch ist auf die schnelle Abnahme einiger Rohstoff-Vorkommen und die sich daraus für die Kriegsführung ergebenden Folgen für eine Reihe europäischer Länder aufmerksam zu machen. Es wäre etwa an die deutsche Braunkohle, unsere hochwertigen Eisenerze oder die Mansfelder Kupfervorkommen zu denken... Bei der Ersatzstoffwirtschaft haben wir es fast immer mit einer Verlagerung im Rohstoffproblem zu tun. Der Verzicht auf den Bezug von Treibstoffen aus dem Ausland, der gerade wehrwirtschaftlich eine so außerordentliche Bedeutung hat, schließt als Nachteil den sehr viel stärkeren Abbau deutscher Stein- und Braunkohlenvorkommen in sich. Er ist angesichts der Reichhaltigkeit unserer Steinkohlenlager ohne Bedenken hinzunehmen. Anders liegen die Dinge schon beim Holz als einem besonders wichtigen Ersatzstoff...«

Es wird in dem Artikel weiter gesagt, daß auch Deutschlands Rohstoffvorkommen teilweise an der Grenze, walso in dem Bereich erster Kampfhandlungen, liegen, so daß aller Voraussicht nach im Kriegsfalle nicht mit ihrer Ausnützung zu rechnen ist.

Diese Betrachtungen eines Militärs, der sich allerdings eingehend mit den wirtschaftlichen Problemen der Aufrüstung und des Krieges beschäftigt, klingen weit nüchterner als die Bluffreden, mit denen die Hitler, Göring und Göbbels von Zeit zu Zeit das Ausland von der Kriegsstärke des Dritten Reiches überzeugen möchten.

Moskauer Prozeßgeheimnisse

Enthüllungen eines führenden Bolschewisten über die politischen und psychologischen Hintergründe der Moskauer Prozesse und die Ausrottung der alten Bolschewisten

II. Die Hintergründe des Attentats auf Kirow

Ueber den Fall Kirow könnte man vieles erzählen, er verdient zweifellos, ausführlich in der Presse beleuchtet zu werden, denn seit dieser unglückseligen Mordtat beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Sowjetunion. Aber ein solcher Bericht würde mich zu weit führen, und mein Brief ist schon ohnedies sehr lang geraten. Deshalb will ich nur auf jene Momente hinweisen, die für die Erkenntnis der Entwicklung der innerparteilichen Beziehungen von Bedeutung sind.

Schon die ersten Telefonogramme, die die Meldung von der Ermordung nach Moskau brachten, ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß der Mord einen politischen Charakter trug: bei Nikolajew (dem Attentäter) wurde eine vorbereitete Deklaration gefunden, in der die Motive dargelegt wurden, die ihn zur Mordtat veranlaßten. Aber bei den Stimmungen der innerparteilichen Versöhnung, die in den vorhergegangenen Monaten entstanden waren, erschien es vielen psychologisch unmöglich, den Schuß vom 1. Dezember als einen Terrorakt zu werten, der auf dem Boden des inneren Parteikampfes verübt worden war. Man wollte nicht daran glauben, daß der Mann, der der Hauptvertreter der Versöhnungspolitik war, von der Kugel eines Oppositionellen getötet worden war, und zwar in einem Augenblick, wo sein Sieg fast gesichert schien. Diese Stimmungen wurden auch durch die Furcht vor den Folgen dieses Terroraktes für die Entwicklung der inneren Parteiverhältnisse beeinflusst. Daher jene Stimmung der ersten Dezembertage 1934, wo viele bestrebt waren, die Mordtat durch die »Intrigen einer ausländischen Macht« (deren Namen nicht genannt zu werden brauchte) zu erklären, deren blindes Werkzeug Nikolajew war. Es wurde daraus die Schlußfolgerung gezogen, daß diese Mordtat für die inneren politischen Beziehungen in der Sowjetunion keine Bedeutung habe und daß jene Linie, die nach den Referaten Kirows in der Plenarsitzung des Zentralkomitees soeben festgelegt worden war, voll und ganz als Leitlinie der Parteipolitik beibehalten werden müsse. Diese Version wurde besonders von jenen aufgegriffen, die irgendwann irgendeine Beziehung zur Opposition gehabt hatten und die jetzt nicht ohne Grund für ihr persönliches Schicksal fürchteten. Das Hauptsprachrohr der Stimmungen in der Presse wurde Radek — wenn er doch nur geahnt hätte, daß diese Version über die »Hand der Gestapo« sich gegen alle früheren Oppositionellen, darunter auch gegen ihn selbst, wenden würde!

Zu dieser Einschätzung des Attentats Nikolajews neigten nicht allein die Oppositionellen. Sie war im allgemeinen ziemlich weit verbreitet, auch die Leiter des Innenkommissariats schienen bereit, sie zu akzeptieren. Denkt an die Listen der ersten Gruppen der Erschossenen nach dem Attentat Nikolajews: in diese Listen gerieten hauptsächlich Personen, die der Beziehungen mit ausländischen Spionageabteilungen verdächtigt wurden (inwieweit dieser Verdacht begründet war, ist natürlich eine andere Frage) — auch die separatistische Propaganda in der Ukraine wurde schon damals von uns als eine Zersetzungsbildung der Deutschen betrachtet. Denkt auch daran, daß der Befehl zu diesen Erschießungen unter dem ersten Eindruck der Telefonogramme aus Leningrad von Moskau aus gegeben wurde.

Diese Version wurde jedoch nicht zur offiziellen erklärt. Stalin gab in den ersten Tagen keinerlei leitende Direktiven. Indem er es den anderen überließ, eine Erklärung für den Vorfall zu finden, konzentrierte er seine eigene Aufmerksamkeit auf die Organisation einer energischen Untersuchung. Im Verein mit Woroschilow und Orshonikidse, deren Un-

tersuchung ihm im Politbüro besonders wichtig war, begab er sich sofort nach Leningrad und bestimmte hier Ton, Richtung und Umfang der Untersuchung: er nahm persönlich an einigen besonders wichtigen Verhören teil — im besonderen verhörte er persönlich Nikolajew — und leitete auch gleichzeitig die Maßnahmen zur Auflösung der Leningrader Abteilung des Innenkommissariats. Mit der unmittelbaren Führung der Untersuchung wurde Agranow betraut, der in den letzten Jahren das besondere Vertrauen Stalins genießt: der letztere ist überzeugt, daß »Jascha« (so nennt Stalin nicht selten Agranow selbst in offiziellen Sitzungen) niemals die Rolle eines eifrigen und gehorsamen Vollstreckers seiner Befehle aufgeben, niemals Einflüssen von anderer Seite unterliegen würde — hinsichtlich anderer führender Persönlichkeiten des Innenkommissariats hatte Stalin diese Überzeugung nicht.

Die Motive des Mörders

Die Untersuchung deckte sofort eine Reihe interessanter Tatsachen auf. Zur Erkenntnis der treibenden Motive Nikolajews lieferte besonders dessen Tagebuch wichtiges Material. Auszüge aus diesem Tagebuch allerdings nur sehr wenige — waren in dem Memorandum zum Fall Nikolajew enthalten, über das ich weiter unten noch werde sprechen müssen. Ueber dieses Tagebuch sind im allgemeinen viele Gerüchte verbreitet, die sich mitunter widersprechen. Aber hinsichtlich der allgemeinen Charakteristik Nikolajews widersprechen sich diese Gerüchte nicht. Sein Attentat hat eine so verhängnisvolle Rolle für das Schicksal des Landes und der Partei gespielt, daß es sehr schwer ist, ihm gegenüber vollkommene Objektivität einzuhalten. Aber bei einem gewissen Maß von Unvoreingenommenheit muß man dennoch anerkennen, daß man es in ihm mit einem typischen Vertreter jener Generation unter der Jugend zu tun hat, die durch den Bürgerkrieg in die Partei hineingezogen, in den letzten Jahren durch alle Prüfungen und Entbehrungen aller möglichen Mobilisierungen hindurchgegangen und nun auf die Sandbank des friedlichen Aufbaus geworfen worden war — mit zerstörten Nerven, unterhöhlter Gesundheit und verwüsteter Seele.

Der persönliche Lebenslauf Nikolajews ist folgender: Während der Offensive General Judenitsch's ging er als Sechzehnjähriger freiwillig an die Front und blieb dort bis zum Ende des Bürgerkrieges. An der Front wurde er Mitglied des Komsomol. Sehr dunkel ist der Punkt über seine Beziehungen zur Tscheka und GPU. Irgendeine beachtliche Rolle hat er in diesen Institutionen nicht gespielt. Aber die Tatsache seiner Beziehungen zu ihnen unterliegt keinem Zweifel, obwohl man aus begreiflichen Gründen diese Tatsache jetzt selbst in Dokumenten, die für den internen Parteigebrauch bestimmt sind, sorgfältig verschweigt. Am Leben der Parteiorganisation nahm Nikolajew wenig Anteil, obwohl er seit 1920 der Partei angehörte, zuerst als Mitglied des Komsomol (im Wyborger Rayon in Leningrad) und dann als Mitglied der allgemeinen Parteiorganisation. An der Opposition vom Jahre 1925 war er nicht beteiligt, wenn man nicht irgendwelche Abstimmungen in den Versammlungen jener Periode berücksichtigt, wo bekanntlich 90 Prozent der Leningrader Organisation die Haltung Sinowjews unterstützte. Jedenfalls ist Nikolajew nach der Generalreinigung dieser Organisation nach dem 14. Parteikongreß keinerlei Strafe unterworfen worden, er war nicht einmal in einer andere Stadt versetzt worden (das war die geringste Strafe, die allen Leningrader Parteimitgliedern auferlegt wurde, die auch nur im geringsten Maße mit der Opposition zu tun gehabt hatten). Die Jahre 1920/30 bis Anfang 1933 waren mit verschiedenen

Abkommandierungen ausgefüllt, hauptsächlich nach dem Murmangebiet, wo Nikolajew im Zuge der Parteimobilisierung tätig war und einen untergeordneten Posten bei der Verwaltung der Zwangsarbeitslager ausfüllte. Nach seiner Rückkehr arbeitete er wieder in der GPU, diesmal anscheinend (diese Seite seiner Tätigkeit wird besonders streng geheimgehalten) in der Schutztruppe des Smolny-Instituts (des Sitzes der Zentralverwaltung Leningrads).

Das sind die wichtigsten Daten der formellen Biographie Nikolajews. Die Aufzeichnungen aus seinem Tagebuch, die die letzten zwei Jahre umfassen, die gesamte Periode nach seiner Rückkehr aus dem Murmangebiet, zeigen, welchen ideellen Inhalt sein damaliges Leben hatte. Nach allem, was bekannt geworden ist, zu urteilen, bildeten seine persönlichen Konflikte mit dem sich mehr und mehr bürokratisierenden Parteiapparat den Ausgangspunkt seiner Stimmungen. Das Tagebuch ist angefüllt mit Klagen über das Verschwinden jener alten kameradschaftlichen Beziehungen, die das Partyleben in den ersten Jahren der Revolution so angenehm gemacht hatten. Nikolajew kehrt in seinen Erinnerungen oft zu dieser Vergangenheit zurück, die ihm in sehr rosigem aber sehr vereinfachten Farben erscheint: als eine Art »Blutbrüderschaft«. Jetzt ist er durch den herrschenden Formalismus erbittert und deprimiert. Auf diesem Boden hat er eine Reihe von Konflikten, die Anfang 1934 zu seinem Ausschluß aus der Partei führen. Der Ausschluß wurde sehr bald aufgehoben, denn es wurde festgestellt, daß er infolge der angespannten Tätigkeit im Murmangebiet nervös überreizt sei und daß man deshalb keine strengen Anforderungen an ihn stellen dürfe.

Diese Klage über den Bürokratismus in der Partei war der Ausgangspunkt der Kritik Nikolajews, sie waren aber auch im Grunde ihr Abschluß. Man staunt über die Inkongruenz zwischen der Ernsthaftigkeit seiner Handlungsweise und der Oberflächlichkeit seiner kritischen Haltung gegenüber der Wirklichkeit. Ich spreche schon gar nicht davon, daß für ihn außerhalb der Partei die Welt zu eng ist. Selbst das Leben in der Partei interessiert ihn nicht unter einem allgemeinen politischen Gesichtspunkt, sondern fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der menschlichen Beziehungen in der Partei. Auf diese Beziehungen reagiert er mit zunehmender Schärfe und beginnt sie als direkten Verrat der herrlichen Traditionen der Partei, als Verrat der Revolution einzuschätzen.

In Verbindung damit wächst in ihm die Stimmung einer gewissen Opferbereitschaft: immer häufiger spricht er den Gedanken aus, daß irgend jemand sein Leben opfern müsse, um die Aufmerksamkeit der Partei auf die verhängnisvollen Momente ihrer Entwicklung zu lenken und daß man dies nur mittels eines terroristischen Aktes gegenüber einem besonders hohen Vertreter jener Gruppe von Usurpatoren tun könne, die die Macht in der Partei und im Lande an sich gerissen hätte. Einen großen Einfluß in der Frage des Terrors übte die Lektüre der Memoirliteratur der russischen Revolutionäre der früheren Perioden auf Nikolajew aus. Auf diesem Gebiet hat er, wie aus seinem Tagebuch ersichtlich ist, viel gelesen; aus der Memoirliteratur der Terroristen (der Narodowolzy und Sozialrevolutionäre) las er alles, was er erlangen konnte. Und sein Attentat betrachtete er als direkte Fortsetzung der russischen Revolutionäre der früheren Periode. Es verlaute, daß Nikolajew während seiner Unterhaltung mit Stalin auf die Frage des letzteren, während er das Attentat verübt habe, er sei doch jetzt ein verlorener Mensch, erwidert habe: »Na, wenn schon, jetzt

gehen doch viele zugrunde. Dafür wird mein Name in Zukunft neben den Namen von Sheljabow und Balmaschow (die die Attentate auf Alexander II. und auf den Minister Bogolepow verübt haben) genannt werden!«

Von diesem Bestreben, eine direkte Linie zwischen seinem Attentat und den terroristischen Akten der russischen Revolutionäre der früheren Perioden herzustellen, zeugen noch einige weitere Einzelheiten des Falles Nikolajew.

Die Suche nach den Mitverschworenen

Soweit die persönlichen Motive Nikolajews aufgedeckt wurden, konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Untersuchung auf zwei grundlegende Fragen: auf die Suche nach »Mitverschworenen und Anstiftern« einerseits und andererseits auf die Klärung des Schuldanteils der leitenden Personen der Leningrader Abteilung des Innenkommissariats, die dem Attentat nicht vorgebeugt hatte.

Die Antwort auf die erste Frage war im Grunde genommen sehr einfach: in seiner Deklaration hob Nikolajew hervor, daß sein Attentat einen ausschließlich individuellen Charakter trage und daß er keinerlei Mitverschworene habe. Die Aufzeichnungen in seinem Tagebuch bestätigen voll und ganz diese Behauptung. Es fand sich unter ihnen keine einzige, die auch nur indirekt die Annahme bestätigen konnte, daß irgendeine Geheimorganisation bestand, deren Mitglied Nikolajew war, oder in deren Auftrag er gehandelt hatte. Jedenfalls findet sich in dem oben erwähnten Memorandum kein einziges Zitat aus dem Tagebuch, das einen solchen Charakter trug, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Untersuchungsbeamten diese Zitate in ihrem Memorandum angeführt hätten, wenn sie in dem Tagebuch enthalten gewesen wären. Der allgemeine Charakter des Tagebuchs schließt andererseits die Annahme aus, daß Nikolajew systematisch alles verschwiegen habe, was irgendeine Beziehung zur vermuteten Geheimorganisation hatte, denn er schrieb ausführlich und sehr unvorsichtig alle Gespräche auf, die ihm auch nur indirekt in seinen Auffassungen bekräftigten.

Aber wir haben uns schon längst von jenen Zeiten entfernt, wo als »Teilnehmer und »Anstifter« nur derjenige betrachtet wurde, der direkt oder indirekt an einer konkreten Handlung teilgenommen oder zu ihr aufgefordert hatte. Als Teilnehmer und Anstifter erscheint nach unseren Auslegungen jeder, der jene Stimmungen unterstützt und bekräftigt, auf deren Boden bestimmte Handlungen entstehen. Solche Teilnehmer oder Anstifter zu finden war nicht schwer. Aus dem Tagebuch Nikolajews ist ersichtlich, daß es in Leningrad in der Organisation selbst wie auch in ihrem Umkreis nicht wenige unzufriedene Elemente gab, die aus ihrer kritischen Haltung zu den Verhältnissen in der Partei und im Lande kein Hehl machten. Das waren hauptsächlich frühere Oppositionelle, die in den vorhergehenden Jahren allen möglichen Repressalien unterworfen wurden, in Gefängnissen und Verbannungsorten geweltet hatten und nur in allerletzter Zeit nach Leningrad zurückgekehrt waren. Nachdem sie früher mehr oder weniger hohe Posten in Partei- und Sowjetapparat bekleidet hatten und gewohnt waren, eine führende Rolle im politischen Leben zu spielen, söhnten sie sich jetzt nur mit Mühe mit ihrer bescheidenen Stellung aus und waren stets bereit, über die neuen Ordnungen zu murren und sie mit der »guten alten Zeit« in Parallele zu setzen. Sie hatten keine Geheimorganisation, aber viele von ihnen standen in freundschaftlichen Beziehungen zueinander, deren Anfang in die ferne Vergangenheit zurückführte. Wenn man sich traf, tauschte man Infor-

mationen über den Stand der Dinge in der Partei und über das Schicksal der Genossen in den Gefängnissen und Verbannungs-orten aus; zuweilen veranstaltete man Geldsammlungen zu ihren Gunsten; hin und wieder kritisierte man die besonders verhassten Gegner. Damit war aber auch ihre politische Aktivität erschöpft. Irgendeine Tätigkeit in der gesellschaftlichen Umwelt versuchte man fast gar nicht auszuüben. Es sei denn, daß hin und wieder jemand von ihnen in einer wissenschaftlichen Gesellschaft ein Referat hielt oder bei einer Veranstaltung über die Parteigeschichte seine geschichtlichen Erinnerungen zum besten gab.

Die Tatsache der Existenz solcher Herde »ideell nicht entwaffneter Opposition« bildeten kein großes Geheimnis. Auch die örtliche Abteilung des Innenkommissariats duldete sie, wie in früheren Zeiten die zaristische Polizei die Kolonien ehemaliger Verbannter duldete, die in der Stadt ihr Sonderdasein führten, ohne sich mit der Bevölkerung zu verschmelzen. Auf dieses Milieu stürzte sich nun Agranow mit allen seinen Talenten, nachdem er den Auftrag erhalten hatte, es möglichst eingehend zu »untersuchen«.

Weit schwieriger war die zweite Aufgabe, die Agranow zugewiesen war. Die Revision der Leningrader Abteilung des Innenkommissariats stellte fest, daß seine leitenden Persönlichkeiten genügend über die Stimmungen Nikolajews und sogar über seine Sympathien für den Terror unterrichtet waren. Zügellos und nervös sprach er nicht selten ganz offenherzig selbst in Anwesenheit wenig bekannter Personen über die gefährlichsten Dinge, und bei uns ist die Bespitzelung so gut organisiert, daß auch oppositionelle Bemerkungen, die selbst im Kreise von drei bis fünf nahen Freunden gemacht werden, alle Aussichten haben, denen zu Ohren zu kommen, die über diese Dinge zu wachen haben. Ueber Nikolajew kam ihnen sehr vieles zu Ohren. Unter diesen Umständen erscheint es vollkommen unbegreiflich, wie man ihn in der unmittelbaren Nähe Kirows dulden konnte, wo der persönliche Schutz der »Führer« bei uns doch so gut organisiert ist! Es war deshalb unbedingt notwendig, daß die Angelegenheit von einer anderen Seite beleuchtet wurde. Von welchen Motiven Nikolajew selbst geleitet war, ging aus den Dokumenten klar hervor; weit wichtiger jedoch war es, festzustellen, ob in diesem Falle nicht eine direkte Förderung seitens derjenigen Personen vorlag, zu deren Obliegenheiten es gehörte, ein Attentat zu verhindern. Wer war an der Beseitigung Kirows unmittelbar vor seiner Uebersiedlung nach Moskau interessiert? Gab es keine Fäden, die von diesen Personen zu dem oder jenem Leiter der Leningrader Abteilung des Innenkommissariats führte? Es ist anzunehmen, daß eine in dieser Richtung geführte Untersuchung recht viel interessantes Material zutage gefördert hätte. Gespräche über dieses Thema habe ich nicht gehört. Denn bei uns hat man überhaupt aufgehört, Gespräche zu führen, insbesondere über so gefährliche Themen. Aber Andeutungen, daß derartige Vermutungen bei vielen aufgetaucht seien, hört man noch jetzt; in den Dezembertagen 1934 ist plötzlich das Interesse für den Prozeß über die Ermordung des Ministerpräsidenten Stolypin sehr rege geworden, der mit dem Fall Kirow viel Ähnlichkeit aufweist.*)

Alle diese Fragen wurden von der Untersuchung nicht aufgerollt. Jedenfalls ging die besondere Aufmerksamkeit der Untersuchungsbehörden in einer ganz anderen Richtung: wenn die Untersuchung über die »Mitverschworenen« sich von Anfang an in eine Untersuchung über die Zirkel der Leningrader Oppositionellen verwandelte, so verwandelte sich die Untersuchung über die Leiter der Leningrader Abteilung des Innenkommissariats sehr bald in eine Untersuchung der Frage, weshalb sie die Oppositionellen »geduldet« und ihnen gestattet hatten, in Leningrad zu leben, in der Presse mitzuarbeiten, in Versammlungen aufzutreten, etc. Zu ihrer Rechtfertigung beriefen sich die Ange-schuldigten auf die mündlichen und schriftlichen Verfügungen Kirows, der, geleitet von seinen allgemeinen politischen Erwägungen, für alle möglichen Erleichterungen gegenüber den früheren Oppositionellen eintrat und im Innenkommissariat vorschlug, sie nicht durch überflüssige Beschränkungen zu erbittern.

Diese Hinweise entsprachen vollkommen den Tatsachen. Es muß gesagt wer-

den, daß Kirow in den letzten Jahren überhaupt die Neigung zeigte, ähnlich wie seinerzeit Sinowjew, Leningrad in ein selbständiges literarisch-wissenschaftliches Zentrum zu verwandeln, das auf dem Gebiet der literarischen und wissenschaftlichen Produktion mit Moskau konkurrieren konnte. Deshalb förderte er mit allen Mitteln die Verlagstätigkeit in Leningrad, schuf sowohl in materieller wie in zensureller Hinsicht günstige Bedingungen für die Existenz von Zeitschriften, protegierte die Tätigkeit wissenschaftlicher Gesellschaften etc. Daß ehemalige Oppositionelle zu diesen Arbeiten herangezogen wurden, wurde von Kirow ebenso gefördert, wie in früheren Zeiten die Heranziehung von Verbannten zur wissenschaftlichen Untersuchung der sibirischen Randgebiete durch liberale Provinzgouverneure. Die Parallele mit jener Zeit war auch in dieser Hinsicht richtig. In seinem »Liberalismus« ging Kirow sogar so weit, daß er einem so verstockten »Sünder« wie Rjasanow im März 1934 gestattete, nach Leningrad übersiedeln. Was konnten unter diesen Umständen die Leiter der Leningrader Abteilung des Innenkommissariats tun, wenn sie von ihrem unmittelbaren politischen Führer, einem der einflußreichsten Mitglieder des Politbüros, der für Leningrad mit der ganzen Fülle der Sowjetgewalt ausgerüstet war, direkte Anweisungen erhielten?

Anfang Dezember war die Untersuchung so weit gediehen, daß dem Politbüro ein zusammenfassender Bericht erstattet wurde. Dieser Bericht wurde zusammen mit der Frage erörtert, welche politischen Schlußfolgerungen aus dem Attentat Nikolajews gezogen werden mußten.

Der Kampf um Stalin

Sie werden verstehen, daß mich immer wieder die Frage interessierte, welche Stellung Stalin selbst bei allen diesen Auseinandersetzungen einnahm.

Der Kampf, der seit dem Herbst 1933 in den Spitzen der Partei geführt wurde, unterschied sich wesentlich von allen früheren Konflikten innerhalb unserer leitenden Spitze. Wenn früher alle Oppositionen gegen Stalin gerichtet waren und dafür eintraten, daß er vom Posten des Hauptführers der Partei beseitigt werde, war jetzt von einer solchen Beseitigung auch nicht einmal andeutungsweise die Rede. Die Gruppierung vollzog sich nicht unter dem Gesichtspunkt für oder gegen Stalin, denn alle ohne Ausnahme wurden nicht müde, ihre volle Ergebenheit ihm gegenüber zu unterstreichen. Es wurde vielmehr ein Kampf um den Einfluß auf Stalin, sozusagen ein Kampf um seine Seele geführt. Die Frage, nach welcher Richtung er sich im letzten Augenblick entscheiden würde, blieb immer offen, und da von dieser Entscheidung Stalins die Politik der Partei in der nächsten Periode abhing, strebten alle danach, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Bis zur Ermordung Kirows hielt er sich sehr reserviert; einmal unterstützte er die Vertreter des neueren Kurses, dann wieder hielt er sie zurück. Ohne sich mit ihnen direkt zu lieren, trat er gleichzeitig auch nicht als ihr Gegner auf. Er beschränkte die Zahl der ihm täglich erstatteten Berichte auf ein Minimum, schloß sich häufig in sein Arbeitszimmer ein und ging stundenlang mit der Pfeife im Munde im Zimmer umher: Stalin dachte nach, erwog eine neue Linie, und wenn er dachte, mußte überall absolute Stille eingehalten werden.

Einen großen Einfluß übte Gorki auf ihn aus. Das war jene Zeit, wo der Einfluß des letzteren seinen Höhepunkt erreichte. Ein glühender Anhänger der Idee von der Notwendigkeit der Versöhnung der Sowjetgewalt und der parteilosen Intelligenz, übernahm er voll und ganz den Gedanken Kirows von der Notwendigkeit der Versöhnungspolitik innerhalb der Partei, denn eine solche Versöhnung, die die Reihen der Partei befestigte und stärkte, erleichterte der Partei die Möglichkeit des moralischen Einflusses auf breite Kreise der Sowjetunion. Da Gorki die grundlegenden Charaktereigenschaften Stalins gut kannte, sein oft orientalisches anmutendes Mißtrauen gegenüber seiner ganzen Umgebung, war er vor allem bestrebt, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß das Verhältnis ihm gegenüber jetzt ein ganz anderes geworden sei wie in der Zeit der heftigen Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Oppositionen. Gorki bemühte sich, Stalin den Gedanken beizubringen, daß die Genialität seiner grundlegenden politischen Linie von allen anerkannt werde und daß deshalb niemand die Absicht habe, seine leitende Stellung anzutasten. Unter diesen Bedingungen würde ein großmütiges Ver-

halten gegenüber den gestrigen Gegnern, ohne seine Stellung zu unterhöhlen, nur seine moralische Autorität heben.

Ich kenne Stalin nicht genügend und wage deshalb nicht zu beurteilen, ob seine damalige Haltung nur ein Spiel war, oder ob er wirklich in Erwägung zog, ob man den Versicherungen Gorkis Glauben schenken könne. Der letztere hatte jedenfalls ein Argument zur Verfügung, dem gegenüber Stalin stets nachgiebig war: wie würde dieser oder jener Schritt Stalins von seinen künftigen Biographen beurteilt werden? Schon längst macht Stalin nicht nur seine Biographie, sondern er sorgt auch dafür, daß man auch in Zukunft günstig über ihn schreiben soll. Er will, daß man ihn nicht nur hart und unbarmherzig darstellt, wo es sich um den Kampf gegen unversöhnliche Feinde handelt, sondern auch einfach, großmütig, menschlich, wo er im Milieu unserer harten Zeit sich den Luxus erlauben darf, sich so zu geben, wie er in Wirklichkeit ist. Von Natur aus ein sehr primitiver Mensch, ist er hin und wieder geneigt, diese Stimmungen auch primitiv zum Ausdruck zu bringen. Daher sein Bestreben, die Rolle eines Harun Al Raschid zu spielen, sientemalen dieser letztere auch aus dem Orient stammte und auch eine recht primitive Natur war. Jedenfalls verstand es Gorki sehr gut, auf dieser Saite zu spielen und sie für irgendwelche guten Zwecke auszunutzen: er milderte das Mißtrauen Stalins, beschwichtigte seine Rachsucht, etc. Es ist natürlich möglich, daß Stalin auch von anderen Motiven geleitet wurde: ringsum waren alle von der Anspannung des vorhergehenden Jahrzehntes so erschöpft, daß ein Widerstand gegenüber dieser Stimmung nur Konflikte heraufbeschwören konnte. Es sei dem wie es sei, es unterliegt aber dennoch keinem Zweifel, daß Stalin im Jahre 1934 weicher und menschlicher wurde, in seinem Verkehr die bisherige Schroffheit milderte, mit Schriftstellern, Künstlern, Schauspielern zusammenkam, ihre Unterhaltungen anhörte und sie zu offeneren Aussprachen veranlaßte. . .

Diese Wandlungen wirkten auch auf die Beziehungen Stalins zu den früheren Oppositionellen zurück. Besonders charakteristisch war in dieser Beziehung die Rückberufung Bucharins, der nach einigen Jahren der Ungnade den Posten eines Redakteurs der »Iswestija« erhielt. Noch symptomatischer war seine Wandlung gegenüber Kamenew. Dieser letztere wurde, glaube ich, dreimal aus der Partei ausgeschlossen und kam dreimal als reumütiger Sünder zurück. Das letztemal hatte er sich im Winter 1932/1933 das Verbrechen zuschulden kommen lassen, die Plattform Rjutins, das heißt ein Dokument, das Stalin besonders verhaßt war, gelesen zu haben, ohne der Obrigkeit darüber Meldung zu erstatten. Es schien, daß Kamenew diesmal ernstlich und für lange Zeit in Ungnade gefallen war. Aber es gelang Gorki, der Kamenew sehr schätzte, Stalin auch diesmal milder zu stimmen. Er arrangierte eine Zusammenkunft Stalins mit Kamenew, bei der, wie damals erzählt wurde, Kamenew eine Art Liebeserklärung an Stalin vorbrachte.

Einzelheiten über die Aussprache, die unter vier Augen stattfand, kennt natürlich niemand, aber in den Kreisen der Partei wurde damals mit Genugtuung ihr Resultat verzeichnet: wie Stalin selbst erklärte, hat er »Kamenew Glauben geschenkt«. Der letztere habe angeblich offenherzig über seine ganze oppositionelle Tätigkeit berichtet und dargelegt, weshalb er früher gegen Stalin war und jetzt endgültig aufgehört habe, sein Gegner zu sein. Es verrietete damals auch, daß Kamenew Stalin sein Ehrenwort gegeben habe, sich in Zukunft nie mehr mit oppositionellen Dingen zu befassen und daß er dafür die weitestgehenden Vollmachten für die Leitung des Verlags »Akademija« erhielt, sondern auch das Versprechen, in aller nächster Zukunft zu leitender politischer Arbeit zugelassen zu werden.

Als eine Art Vorschuß erhielt er die Erlaubnis, auf dem 17. Parteikongreß aufzutreten. Dieses Auftreten hatte einen sensationellen Erfolg. Kamenew lieferte hierbei die »theoretische Begründung« der Notwendigkeit der Diktatur — nicht der Diktatur der Partei oder der Klasse, sondern der persönlichen Diktatur. Die Demokratie, selbst innerhalb einer Klasse oder einer Partei — wies er nach — taugt nur für Perioden des friedlichen Aufbaues, wo Zeit für Unterhaltungen und gegenseitige Beeinflussung vorhanden ist. Anders sind Krisenzeiten, wo die Partei und das Land einen Führer haben muß, einen Menschen,

der allein die Kühnheit hat, einen Entschluß zu fassen. Es ist ein Glück für die Partei und das Land — so führte er aus — wenn sie in solchen Momenten einen Führer haben, der die Gabe der Intuition hat: sie haben dann Aussichten, aus den schwersten Situationen als Sieger hervorzugehen. Wehe jedoch, wenn an leitender Stelle ein Mensch stehen sollte, der für diese Rolle nicht geeignet ist: dann droht das Unheil über sie hereinzubringen. . . Diese ganze Rede war so aufgebaut und vorgetragen, daß die Hörer nicht daran zweifelten, Stalin werde von dem Redner als Führer des ersten Typs angesehen. Der Kongreß bereitet dem Redner eine Ovation, die dann in eine Ovation an die Adresse Stalins überging. Erst viel später erkannte man, daß die Rede ziemlich machiavellistisch aufgebaut war und daß sie bei aufmerksamer Lektüre auch einen direkt entgegengesetzten Eindruck ausüben könne. Eben das hatte der Staatsanwalt Wyschinski im Auge, als er Kamenew beschuldigte, ein heuchlerischer Jünger Machiavellis zu sein.

Die Gegner des neuen Kurses

Wenn man hinsichtlich Stalins annehmen kann, daß er eine Zeit lang mit den Plänen eines völligen Wechsels des Parteikurses und einer Versöhnungspolitik innerhalb der Partei sympathisierte, so war seine nächste Umgebung, sein Arbeitsstab, voll und ganz gegen diese Pläne. Nicht etwa deshalb, weil die Vertreter dieses Arbeitsstabes prinzipielle Gegner von Wandlungen in der allgemeinen Politik der Partei gewesen wären, zu denen auch die Pläne Kirows und seiner Freunde gehörten. Die Fragen der großen Politik waren diesem Kreis in hohem Maße gleichgültig; wie die späteren Ereignisse zeigten, waren diese Leute auch für stärkere Wandlungen als die zu haben, die Kirow im Auge gehabt hatte. Wogegen sie sich doch in aller Entschiedenheit auflehnten, waren Aenderungen des innerparteilichen Kurses. Sie wußten: wenn viele bereit waren, Stalin die negativen Seiten seines Charakters wegen der großen Leistungen, die er für sich buchen konnte, zu verzeihen, so gab es für seine Untergebenen, die gerade auf diese negativen Charaktereigenschaften Stalins spekulierten, bei einer Aenderung des inneren Parteiregimes keine Gnade. Denn der Kampf ging nicht für oder gegen Stalin, sondern um den Einfluß auf Stalin. Das heißt in der Sprache des Organisationsbüros, um die Besetzung des Arbeitsapparates des Zentralkomitees mit neuen Leuten, die bereit waren, neue Methoden, eine neue Einstellung zu den Menschen in ihrer Arbeit hineinzutragen. Und es ist deshalb verständlich, daß der alte Stab sich mit allen Kräften diesen Aenderungen widersetzte.

An der Spitze dieses Widerstandes standen Kaganowitsch und Jeshow. Der erstere ist zweifellos ein ungewöhnlicher Mensch. Ohne große Bildung, aber fähig, die Gedanken der Gesprächspartner im Fluge zu erfassen und sich anzueignen, zeichnet er sich durch Arbeitsfähigkeit, gutes Gedächtnis und organisatorische Talente aus. Niemand versteht so gut wie er, alle möglichen Konferenzen und Kommissionssitzungen zu leiten, in denen der Vorsitzende die Fähigkeit besitzen muß, die Debatte in eine bestimmte Richtung zu lenken, die Redner zur Sache zu zwingen und die ganze Aussprache im wesentlichen zu beherrschen. Nur schade, daß dieser talentvolle Kopf einem Mann gehört, über dessen moralische Qualitäten kaum zwei Meinungen bestehen. In Parteikreisen ist er durch seine Unzuverlässigkeit bekannt. Auf sein Wort kann man nicht bauen: er gibt ebenso leicht Versprechungen, wie er sie nachher zurückzieht. Möglich, daß daran äußere Gründe mitschuldig sind: er begann seine große Parteikarriere in der Zeit, wo große Nachfrage nach Treulosigkeit herrschte. Aber war er andererseits nicht einer von denen, die mehr als alle anderen das Anwachsen dieser Nachfrage gefördert haben?

Sein treuer Bundesgenosse war Jeshow. Wenn man hinsichtlich Kaganowitschs noch hin und wieder staunend fragt, warum er diesen Weg gegangen ist, wo er seine Karriere auch mit ehrlichen Mitteln hätte machen können, so kommt gegenüber Jeshow dieses Staunen nicht zum Ausdruck: dieser Mann konnte seine Karriere nur mit ähnlichen Mitteln machen. Während meines ganzen, leider schon ziemlich langen Lebens, habe ich selten Menschen getroffen, die ihrer ganzen Natur nach so unsympathisch wären wie Jeshow. Wenn ich ihn sah, kamen mir oft jene Straßenjungen in den Sinn, deren liebster Sport darin bestand, einer Katze, die

*) Stolypin wurde seinerzeit von einem Spitzel der Ochrana, der zaristischen Geheimpolizei, ermordet. Red. d. »N. V.«

mit Petroleum begossen war, einen Papierstreifen an den Schwanz zu binden, ihn anzuzünden und zu beobachten, wie das arme Tier in wahnsinnigem Schreck durch die Straßen fegte, ohne die Möglichkeit zu haben, sich vor dem herannahenden Feuer zu retten. Ich zweifle nicht, daß er in der Kindheit tatsächlich einen solchen Sport getrieben hat: in anderer Form und auf anderem Boden setzt er ihn auch heute fort. Man muß es sehen, wie er diesen oder jenen Oppositionellen, der früher eine hohe Parteistelle bekleidete, bis aufs Blut quält, wenn ihm gestattet wird, sein Mütchen an ihm zu kühlen. Er hat offenbar eine schwere Jugend gehabt. Auch seine Parteikarriere war anscheinend nicht leicht gewesen. Man hat ihn sicherlich getreten und nicht geliebt. Und bei ihm hat sich eine grenzenlose Wut gegen alle angesammelt, die früher hohe Posten in der Partei bekleideten, gegen die Intellektuellen, die gut sprechen können (er selbst ist kein Redner), gegen die Schriftsteller, deren Bücher von allen gelesen werden (er selbst hat nie etwas außer Denunziationen geschrieben), gegen die alten Revolutionäre, die auf ihre Leistungen stolz sind (er selbst hat nie in der illegalen Bewegung gearbeitet). In einer Zeit, wo die Verfolgungen der alten Bolschewisten zur offiziellen Parole der »verjüngten« bolschewistischen Partei erhoben wurde, konnte man sich kaum einen geeigneteren Vollstrecker dieser Parole wünschen. Das einzige Talent, mit dem er zweifellos begabt ist, ist das Talent der geheimen Intrigen. Und er versäumt keine Gelegenheit, dieses Talent anzuwenden. Das Jahrzehnt, das er im Apparat des Organisationsbüros und des Zentralkomitees zugebracht hat, gab ihm eine seitene Kenntnis der persönlichen Eigenschaften der aktiven Funktionäre des Parteiapparates. Menschen, die auch nur einigermaßen unabhängig und in ihren Überzeugungen und Sympathien fest sind, haßt er aus voller Seele und drängt sie systematisch von leitenden Posten zurück, die er mit Personen besetzt, die bereit sind, jeden beliebigen Befehl widerspruchslos auszuführen. Diese Linie kann er natürlich nur deshalb einhalten, weil sie von oben gewünscht wird, aber in die Art ihrer Durchführung hat Jeshow nicht wenige individuelle Züge hineingetragen. Während dieser zehn Jahre hat er ein ganzes Netz aus zuverlässigen Freunden gesponnen. Er hat sie überall sitzen, in allen Zweigen des Parteiapparates, in allen Organen der Sowjetverwaltung, auch das Innenkommissariat nicht ausgenommen, und schließlich auch in der Armee. Diese Leute sind ihm besonders jetzt nützlich, wo er an die Spitze des Innenkommissariates gestellt ist und das leitende Personal desselben radikal »verjüngt«. Es muß übrigens vermerkt werden: von allen leitenden Funktionären der ehemaligen GPU hat Jeshow nur einzig und allein »Jascha« Agranow auf seinen Posten gelassen. Es sind alte und treue Freunde!

(Wird fortgesetzt.)

Mein »Erlebnis aus der Kampfzeit«

Ich bewerbe mich um einen deutschen Literaturpreis

Sehr geehrte Herren! Beauftragt wie es mir scheint, nur zur Zeit — mit der Leitung des Westdeutschen Rundfunks, Köln, Dagobertstraße haben Sie Preise im Betrage von insgesamt 4200 Reichsmark für literarische Mitarbeit an Ihrem Unternehmen ausgesetzt. So wenigstens teilten Sie dieser Tage durch den Aether und in den Zeitungen mit. Vor allem wollen Sie, wie Sie darlegten, die Schilderung eines »Erlebnisses aus der Kampfzeit« im angegebenen Rahmen präferieren. Eine Schilderung, die weiterhin eine Sendezeit von fünfzehn Minuten auszufüllen imstande wäre. . . Ich nehme mir die Freiheit, mich in den Kreis der Bewerber innerhalb dieses Meistersingens zu stellen. Und es geschehe denn gleich durch diesen Brief selbst!

Zwei, ich glaube, auch Ihnen recht einleuchtende Gründe darf ich vorweisen, die meine Hoffnungen in diesem Betracht vielleicht als nicht ganz abwegig und nichtig erscheinen lassen: Ich bin — ein »leider« muß man leider hier einschalten — immer noch nicht ausgebürgert. Es ist Aergernis und Kummer für meinen deutschen Ordnungssinn, darum zu wissen, daß in einer »veredelten Demokratie« die Kartothek ausgerechnet Ihrer wichtigsten und lebensnotwendigsten, von allen Gutgesinnten am meisten geachteten, den wahren Bedürfnissen des Volkes am zuverlässigsten und gewissenhaftesten dienenden Behörde — die der Geheimen Staatspolizei nämlich — hier offenbar eine Lücke aufweist. Mindestens könnte also meine Bewerbung doch den Anstoß dazu geben, daß bei diesem Punkt endlich der allgemeinen und menschlichen Gerechtigkeit ebenso, wie der besonderen und administrativen Ordnung endlich Genüge geleistet wird. Das aber hindert ja nicht, daß ich mich immer noch auf diese durch mich in keiner Weise verschuldete Nicht-Ausbürgerung berufen darf.

Des weiteren: Ihr Rundfunkgebäude, Sitz also jener Herren, die über meine Bewerbung zu befinden haben werden, ist nicht weiter denn knappe sechs Minuten, kaum tausend Schritte vom realen Schauplatz meines »Erlebnisses aus der Kampfzeit« entfernt. Sie, meine Herren, wissen sicherlich um den kurzen Weg von der Dagobert- zur Alvenlebenstraße, in der ich das zu beurteilende — mehr noch das über alle deutschen Sender zu verbreitende »Erlebnis« hatte (ich sage das letztere im Interesse der großen Sache und nicht meiner unbedeutenden Person).

Nun wohl — ich stelle mir vor, wie stark und unlösbar gerade Sie sich an jene Liebe zur Wahrhaftigkeit gebunden erachten, die ja immer bestes Erbgut unseres gemeinsamen deutschen Blutes, als es noch nicht verjudet war, darstellte. Sie selbst haben freilich noch dazu das große Glück, in dieser so ganz deutschen Tugend durch das Reichspropagandaministerium und den, der es leitet, täglich, ja

stündlich geleitet, erzogen — was sage ich! — trainiert und exerziert zu werden. Ich und mein »Erlebnis aus der Kampfzeit« kommen diesem Ihrem Drang nach deutscher Wahrhaftigkeit wohl mehr entgegen, als es alle meine voraussichtlichen Kölner Mitbewerber und deren Schilderungen wahrscheinlich zu tun vermögen. Denn nur die Zeit, die gebraucht wird, um etwa ein Schinkenbrötchen ohne Pression zu verzehren, und nicht mehr wird von Ihnen benötigt, um die ganze und volle Wahrheit meines »Erlebnisses« durch Lokalbesichtigung sicherstellen zu können. Noch dürften die Spuren einmal eingeschlagen gewesener Fensterkreuze in meiner Wohnung, Alvenlebenstraße 15, parterre, die der herabgerissenen und mit Beilen zerhackten Rolläden, der durch Axthiebe entstandenen großen und klaffenden Löcher in den Wänden jener vier oder auch fünf Räume einschließlich des Korridors, des aufgerissenen Parketts, des umgekippten und zerlöchernten Badesofens — was weiß ich mehr?! — dort zu sehen sein. Es sind freilich vier Jahre seit dem »Erlebnis aus der Kampfzeit« her. Sollte wirklich die milde, alles verschluckende und verzehrende Weisheit so langen Zeitraumes diese wenn nicht lebenden, so doch handgreiflichen Zeugen meines »Erlebnisses« verwischt haben, — nun, gleich um die Ecke wohnt noch immer die Hausbesitzerin, deren Mieter ich war und die sicherlich alle Rechnungen und Belege über die Wiederinstandsetzung einer fast bis auf die letzte Kleinigkeit systematisch und kunstvoll kriegsverwüsteten Wohnung, wenn nicht als Andenken an die große Zeit, so doch aus simpleren Gründen geordneter Buchführung noch aufbewahrt und sie Ihnen auf Verlangen sicherlich auch vorlegen wird.

Spreche — Verzeihung! — schreibe ich schon etwa über die mir zugebilligten fünfzehn Minuten Sendezeit hinaus? Wenn nicht, so mag nur dieses eine »Erlebnis aus der Kampfzeit« im Gesamtkomplex meines »Falles« als besonders »erlebnis«reich noch von mir erwähnt werden:

Als Ihre SS und SA, teils mit Beilen und blanken Seitengewehren in den Händen, teils auch mit den entscherten Revolvern nach entschiedenem, zu jedem Heroismus befähigtem Gebrauch des Stemmelsens an meiner Korridortür, am helllichten Tage des 9. März 1933, mittags um halb zwei Uhr in meine Wohnung einbrachen, als sie sich zu sechst oder auch zu acht über mich stürzten, mich am Boden bald zu erwürgen, bald zu erschlagen, bald zu erschließen drohten, als weitere sechs oder auch acht, mit dem braunen oder schwarzen »Ehrenkleid der Bewegung« behaftet, taktmäßig und auf Kommando eines »Vorgesetzten« jenes oben nur ange-deutete Zerstörungswerk in meiner Wohnung am allerunschuldigsten Kleiderhaken und harmlosesten Rasierspiegel begannen — — —

nun ja, in seinem Bettchen lag mein damals gerade zweijähriges Kind in dem ihm und seiner Wärterin dienenden Schlafzimmer. Es hatte friedlich geschlafen, bevor es durch die Explosionen zerschellender Möbelstücke, bester Kleiderschränke, die hysterischen Wutausbrüche der Uniformierten, die Angstschreie meiner Frau, vor der der SS-Führer mit angelegter Kanone Wache hielt, aufwachte. . . Aber zwei oder auch drei der »erwachten Deutschen« schämten sich nicht einen Augenblick vor den blauen, unwissenden, ratlosen Augen des Jungen, um auch dort Fenster und Schrank durch Beilhebe zu zersplittern, die Deckenlampe durch einen Hieb mit dem Seitengewehr in tausend Stücke zu fegen, den Stühlen einzeln die Beine abzuhacken. »Wat mach der Onkel?« — das war, was das Kind herausbrachte, als sie mich an ihm vorbeischleppten, in die Freuden, die sie mir noch im offiziellen und prunkvollen Parteipalast der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in Köln am Rhein zugebracht hatten. . .

Aber wirklich, sehr geehrte Herren, nun sehe ich, daß schon über zehn Minuten von den fünfzehn mir zugebilligten Ihrer Sendezeit verstrichen sind. Vielleicht füllen Sie sich also selbst lebenswürdiger Weise die noch offenen fünf Minuten durch das aus, was dann noch zwei oder drei Stunden lang an feigen Mißhandlungen eines Wehrlosen, gemeinen Beschimpfungen, deren kein »Bolschewist« fähig sein dürfte, an ganz gewöhnlichem Taschendiebstahl, der weder Uhr noch Nickelgeld in der Westentasche verschmähte, an sadistischer Quälerei vor allem an einem noch blutiger, als ich, geschlagenen Kollegen, den sie auch »festgenommen« hatten, geschah?! So viel Phantasie ist Ihnen sicherlich — trotz Göbbels! — noch geblieben! Sollte ich aber da im Irrtum sein, so werden sicherlich die jetzt noch amtierenden hohen Beigeordneten der »Hansstadt« Köln, die Herren Schaller und Ebel (nicht wahr, Sie kennen sicher diese Namen Ihrer höchsten Parteivorgesetzten!) als bei dem »Erlebnis aus der Kampfzeit« in vollem und unmittelbarem Umfang »tätlich« Beteiligten die genügende Auskunft erteilen können.

Der wohlwollenden Berücksichtigung meiner Bewerbung durch Sie gewiß, verbleibe ich mit der Ihnen gebührenden Hochachtung und einem kräftigen

Frei-Deutschland!

gez. Hugo Efferoth, zur Zeit Prag.

Liebllichkeit der Tafel

»Saubereit und Liebllichkeit der Tafel sind das Ausschlaggebende, nicht die Ueppigkeit des Mahles. Vielmehr ist ein allzureichliches Frühstück eher eine Behinderung als eine Erfrischung für den Arbeitstag. . . Also: Brechen wir eine Lanze für das Marmeladenfrühstück!«

(»Preußische Ztg.« Nr. 40.)

Die faustischen Menschen

(Spielt auf dürre Heide. Personen: neudeutscher Professor, Freiwilligenwerber, sein Gefolge, Chor der Geister, eine Stimme.)

Neudeutscher Professor:

Habe nun, ach, die Parteigeschichte, Rassenkunde und Mythologie, Den Stürmer und die Parteitagsberichte Durchaus studiert mit ergebener Mühe. Da steh ich rassenreiner Tor! Und bin nicht reicher als zuvor. Blutorden — ja! Doch weder Ehr' noch Geld. Kaum Rottenführer. Das ist eine Welt! Wer tät mir einen Titel schenken? Beim Eintropfsammeln werd' ich noch verhöhnt. Der Kasus brächte mich bestimmt zum Denken. Hätt' ich mir nicht das Denken abgewöhnt. Es möchte kein Hund so länger leben, Drum hab' ich mich der Wissenschaft begeben. Ein jeder lernt nur, was er lernen kann, Doch wer nicht denkt, Dem wird es geschenkt, Das ist der rechte Mann.

Chor der Geister:

Wer schaut hinab von diesem hohen Raum Ins weite Reich, ihm scheint ein schwerer Traum.

Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet, Das Ungesetz gesetzlich überwaltet Und eine Welt des Irrtums sich entfaltet.

Freiwilligenwerber

(tritt auf mit Gefolge):

Hier bin ich — in der braunen Hose, Das Mäntelchen aus Zellulose.

Komm mit, daß Du in Spanien frei Erfahrest, was das Töten sei. Die Hölle schwillt von Schwefelstank und — Säure.

Das gibt ein Gas! Das geht ins Ungeheure.

Chor der Geister:

Man läßt ihr Toben wütend hausen, Schon ist die halbe Welt vertan; Es sind noch Könige da draußen, Doch keiner denkt, es ging ihn irgend an.

Das Gefolge des Werbers (in Ketten):

Ach wie gern in jeder Richtung Fischen wir das blut'ge Fest, Doch in drohender Vernichtung Bannt uns, ach! die Kette fest. (Schütteln ihre gebundenen Hände.) Das Volk ist frei; seht an, wie wohl's ihm geht!

Freiwilligenwerber:

Maul halten! Heil! Und Helm ab zum Gebet! Wenn einer mir ins Auge sieht, Werd ich ihm mit der Faust gleich in die Frese fahren.

Und eine Memme, wenn sie flieht, Faß ich bei ihren letzten Haaren.

Chor der Geister:

Ein garstig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen, Daß Ihr nicht braucht fürs Deutsche Reich zu sorgen.

Eine Stimme:

Ich halt es wenigstens für reichlichen Gewinn, Daß ich nicht Kaiser oder — Kanzler bin.

Freiwilligenwerber

(zum neudeutschen Professor.)

Komm mit! Wir haun die Welt in Trümmern, Was dann kommt, braucht uns nichts zu klümmern.

Profes*or (leuchtenden Auges):

Hör ich nicht schon der Schlacht Getümmel? Dort ist des Menschen wahrer Himmel, Kanonen, Flinten, groß und klein — Ich bin ein Bluthund — darf es sein!

Werber:

Wer das Gesicht uns zeigt, der kehrt's nicht ab Als mit zerschlag'nen Unter- und Oberbacken?

Wer uns den Rücken kehrt, gleich liegt ihm schlapp

Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd groß im Nacken.

Professor:

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn, Im Kampfe gegen freies Volk zu stehn. Im Vorgefühl von solchem hohen Glück Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick. (Beide ab, das Gefolge wankt ihnen kettenklirrend nach.)

Chor der Geister:

Und auf vorgeschriebenen Bahnen Zieht die Menge durch die Flur; Den entrollten Lügenfahnen Folgen alle. — Schafsnatur! (Signale, Explosionen, Trompeten, kriegerische Musik, Durchmarsch gewaltiger Heereskraft.) Vorhang.

Göbbels' Wartesaal

»Ich spreche aus jedem Kunstwerk . . .« In einer Ansprache vor Bonzen des »Kulturkreises der SA« sagte Göbbels laut Nazipresse:

»Etwas anderes ist es, einer nationalsozialistischen Charakterkunst den Weg zu bahnen. So wenig ich es heute wünsche, daß Stoffe aus der Geschichte der national-

sozialistischen Bewegung verfilmt oder dichterisch gestaltet werden, so sehr bin ich bestrebt, aus jedem künstlerischen Schaffen die nationalsozialistische Grundhaltung sprechen zu lassen.«

Das ist endlich einmal die richtige Formulierung: Ich spreche aus jedem Federstrich, die Kunst hört auf mein Kommando, ich kenne nur noch Kulis. Logisch ist darum auch der pessimistische Schluß der Rede:

»Das, wonach wir alle streben, werden vielleicht viele von uns noch selbst erleben: den großen Anbruch einer neuen Blütezeit im deutschen Kulturleben.«

Vorläufig also erlebt es noch keiner, im Gegenteil. Was wir immer gesagt haben. In den Festreden der Vierjahresfeiern klang es ganz anders, da war alles schon angebrochen, nur die Meckerer behaupteten das Gegenteil. Jetzt meckert auch Isidor.

Philosophie

»Der Kampf der SA war, wie Obergruppenführer Hertzog sagte, eine kulturelle, vielleicht die größte Tat dieser Zeit. Kein Geringerer als Alfred Rosenberg hat das zum Ausdruck gebracht, als er im vorigen Jahr erklärte: der Kampf der SA ist die Philosophie des 20. Jahrhunderts.«

(»Völkischer Beobachter«.)

In der Seufzerallee

»Gestern gehörte es zum Snobismus, die Parolen des Systems mitzumachen. Und zwar blindlings. Heute gehört es zum Snobismus, mißstimmt und nichts anderes als mißstimmt zu sein. Und zwar blindlings!«

(»Westdeutscher Beobachter«.)

Staatsbeteiligungen im Ausverkauf

Reprivatisierung der Banken marschiert

Beim großen Bankkrach von 1931 wandten sich die deutschen Großbanken, weil sie in höchster Gefahr waren, von dem Sturm auf ihre Kassen geknickt zu werden, hilfesuchend an die Reichsregierung. Sie versagte ihre Hilfe nicht, weil die Einlagen, und zwar nicht der Großbanken allein, mit Verlust und das Wirtschaftsleben von der schwersten Erschütterung bedroht waren. Das Reich übernahm für die Einlagen die Garantie und zur Sicherung seines Einflusses maßgebende Beteiligungen an einer Reihe von Großbanken. Es verzichtete aber darauf, seinen Einfluß praktisch auszuüben. Obwohl die privaten Banken praktisch zu Staatsbanken geworden waren, wurde an dem privaten Charakter der Bankleitung kaum gerüttelt, nicht einmal die für die lebensgefährliche Erschütterung des deutschen Kreditwesens verantwortlichen Bankherren wurden durch andere ersetzt. Das Dritte Reich geht in Verzicht auf Ausübung seiner Rechte noch weiter als die Republik. Nicht nur bleibt die Leitung der Banken in Privathand, nicht nur bleibt die Zinsknechtschaft so ungebrochen wie je zuvor, auch die Staatsbeteiligung selbst wird reprivatisiert, oder, um es deutlicher und deutscher auszudrücken, zugunsten privater Kapitalgruppen verschleudert. Das begann bereits vor etwa 1½ Jahren, inzwischen ist das Dritte Reich auf dem Wege zur Reprivatisierung der Großbanken rüstig fortgeschritten.

Die Republik hatte von dem 130 Mill. Mark betragenden Aktienkapital der Deutschen Bank und Diskonto-Gesellschaft (DD-Bank) 50 Millionen Mark übernommen, die Staatsbeteiligung hatte also 40 Prozent betragen. Das Reich war bei dieser größten aller Privatbanken mit seinem Anteil in der Minderheit. Bei der Commerz- und Privatbank (Compri) besaß das Reich von 80 Millionen 57, also eine Zweidrittel-Mehrheit. Davon waren 22 Millionen im Besitz des Reichsfinanzministeriums und 35 Millionen bei der Golddiskontbank, die eine Filiale der Reichsbank ist. Die Dresdner Bank war formell so gut wie vollständig Staatsbank geworden und ist es noch heute. Von den 150 Millionen Mark Aktien hatte das Reich 97 Prozent übernommen.

Die Reprivatisierung begann bereits 1935. Sie setzte ein bei der DD-Bank. Das Dritte Reich überließ ihr für ein Haus Unter den Linden 15 Millionen Mark ihrer eigenen Aktien. Das war ein als Kauf getarntes Geschenk. Die Beteiligung des Reichs war damit von 40 auf 30 herabgedrückt worden. Seitdem geht die Verschleuderung der staatlichen Bankbeteiligung ganz still und leise vor sich. Die Öffentlichkeit wird davon

nicht mehr in Kenntnis gesetzt, und wir wüßten nichts darüber, wenn nicht nachträglich im »Deutschen Volkswirt« vom 22. Januar 1937 von Hans Baumgarten unter dem Titel »Großbanken auf dem Wege zur Reprivatisierung« darüber berichtet wurde. So erfahren wir, daß die Reichsmehrheit bei Compri nicht mehr besteht, weil im Jahre 1936 — wann wissen wir nicht — von einem Konsortium der ganze Besitz des Reichsfinanzministeriums in Höhe von 22 Millionen übernommen worden war, davon 11 Millionen fest und 11 Millionen auf Option. »Inzwischen dürfte der 22-Millionenbetrag nicht nur eine erste, sondern eine überwiegend dauernde Placierung in privaten Händen gefunden haben.« Wer die Käufer sind und wie hoch der Kaufpreis ist, erfahren wir nicht. Aber auch von dem Besitz der Golddiskontbank ist nicht mehr alles vorhanden, denn es »scheinen sogar auch von den Compriaktien der Golddiskontbank zum Ausgleich der nach oben ziehenden Kursbewegung einige Millionen in private Hände überführt worden zu sein, so daß die noch bei der Golddiskontbank ruhenden Compriaktien auf etwa 30 Millionen RM geschätzt werden.« Bei diesem Geschäft ist der »Ausgleich der nach oben ziehenden Kursbewegung« das wichtigste, weil der Bank Gelegenheit gegeben wurde, an den nach oben ziehenden Kursen zu verdienen, so daß der Kauf zur verschleierte Subvention wird. So ist von der Staatsbeteiligung an der Compri etwas mehr als die Hälfte dahin.

»Von einer Transaktion der DD-Bank hinsichtlich ihrer im Eigentum der Golddiskontbank befindlichen Aktien hat man nichts gehört; denn »damit muß nicht gesagt sein, daß diese in der alten Höhe vorhanden sind.« Das Schicksal des Staatsbesitzes vollzieht sich im Dritten Reich unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Darüber wird nichts verlaubt, sondern nur an der Börse geflüstert. Es war »also gelegentlich zu hören, daß der Besitz der Golddiskontbank an DD-Bank-Aktien heute bereits unter nom. 20 Millionen RM liegt — man spricht von 15 bis 18 Millionen.« Diese Bezifferung hält Baumgarten, ehemals Börsenredakteur des »Berliner Börsen-Couriers«, »für absolut wahrscheinliche.« Damit wäre die Staatsbeteiligung an der DD-Bank von 40 Prozent auf etwa 12 Prozent zusammengeschrumpft. »Und sicherlich ist dieser Prozeß der stillschweigenden Reprivatisierung von Großbankaktien, die bei der Golddiskontbank liegen, damit noch nicht abgeschlossen.«

Nicht so einfach ist die Liquidierung der Staatsbeteiligung bei der Dresdner Bank, weil sich ein Aktienbesitz im Nennwert von etwa 140 Millionen nur sehr allmählich versilbern läßt, denn er ist nur dann

unterzubringen, wenn er eine höhere Verzinsung verspricht, als die Anlagen in Staatsrenten oder Industriepapieren. Aber auch dieser Besitz ist schon nicht mehr ganz vorhanden, »davon sind vielleicht kleinere Posten infolge der Börsenbewegung in privates Eigentum zurückgefließen. Wenn aber auch »die Reprivatisierung hier bedeutend schwieriger sein muß als bei den beiden anderen Instituten, so besteht doch unseres Wissens grundsätzlich Einverständnis der in Betracht kommenden Stellen darüber, daß auch im Fall Dresdner Bank allmählich die Reprivatisierung erreicht werden sollte und daß an diesem Ziel gearbeitet werden muß.«

Aus welchem Grund ist dieses Ziel so sehr erstrebenswert? Auf der Seite der Banken liegt die Sache klar. Sie machen das Geschäft, weil es einträglicher ist als andere Geschäfte, und die Erfahrung lehrt, daß das Dritte Reich gern Subventionen in der Form von Geschäften verteilt. »Ausgleich der nach oben ziehenden Kursbewegung« — zart hat es bereits Baumgarten angedeutet. Am 31. Dezember 1935 stand der Kurs der Aktien aller drei Großbanken an der Berliner Börse 84 Prozent. Bis zum 31. Dezember 1936 war gestiegen der Kurs der Compri auf 109%, der DD-Bank auf 111, der Dresdner Bank auf 107%. Das ist eine durchschnittliche Kurssteigerung um 30 bis 40 Prozent. Die Banken waren also in der glücklichen Lage, das Geld, das sie für den Erwerb der Aktien aufgewendet hatten, durch Börsengewinne wieder hereinzuholen. Sie dürften also kaum finanzielle Anstrengungen gemacht haben, um die Staatsbeteiligung loszuwerden.

Wo aber liegt bei diesem Geschäft das Interesse des Reiches? Gewiß ist es richtig, daß »der Kapitalbedarf der öffentlichen Hand ihn, wie die Vorgänge auf dem Gebiete der Industrie im letzten Jahr mehrfach bewiesen haben, die Veräußerung von Aktien privater Erwerbsunternehmungen nicht unerwünscht macht.« Aber im Vergleich mit dem Chimborasso der öffentlichen Wechselverschuldung sind die bisher im besten Fall beim Verkauf der Bankbeteiligung erlösten 40 Millionen noch »nicht einmal ein sanfter Hügel. Selbst angenommen, daß das Reich dafür nur Arbeitsbeschaffungswchsel in Zahlung genommen hat, hat sich deren Summe auch nicht um einen Bruchteil vermindert. Entscheidender ist, daß »entsprechend den Grundsätzen des Nationalsozialismus« die Großfinanz nach Möglichkeit von dem Risiko der Verstrickung in die öffentliche Schuldenwirtschaft befreit werden soll, und daß auch die »als Schönheitsfehler empfundene« Erinnerung an die Zeit ausgelöscht werden soll, da die Herren Bankmagnaten die Republik um Errettung aus höchster Seesnot anflehen mußten.

G. A. F.

attentate auf dem Gewissen. Hier verschwestern sich Anarchismus wirrster Art und Hakenkreuz, und wie sollen nicht über »Bolschewismus« oder »rote Anarchie« schreiben, sobald sich das sla doot gegen sie kohrt, wie das schon geschehen ist, ohne daß ein Polizeibericht darüber meldete. Wer Blutrache und Feme heilig spricht, soll sich nicht wundern, wenn er Attentate aus den eigenen Reihen erntet.

Entartete BdM-Megären aber, die dieses »sla doot« als herkömmliche deutsche Sitte predigen, schänden damit vor aller Welt ein unterdrücktes Volk, das sich weder gegen den braunen Kitsch, noch gegen die braune Kulturschande wehren kann.

Br. Brandy.

Arbeitsrecht — oder Standrecht?

Die ostpreussische Presse meldet:

In der DAF-Gaueschule Strobjehnen-Samland wurde ein Kameradschaftslehrgang beendet, der Betriebsführer und Betriebsobmänner umfaßte. Zum Abschluß des Lehrgangs sprach der Gaubmann der Deutschen Arbeitsfront Parteilgenosse Duschön, der den Betriebsführer als den Sozialoffizier herausstellte und betonte, daß die Volksgemeinschaft in Millionen von Betriebsgemeinschaften vorbereitet werden müsse.

Und dieser Duschön übertreibt nicht. Die »Sozialoffiziere« haben über ihre Arbeitskulis volle Befehlsgewalt. Wer meutert, wird geschlagen — oder gnadenhalber nur dem Hungertode preisgegeben.

Happy end...

»Das Ehrengericht des Jagdgaues Kurmark hat in seiner Sitzung vom 4. Februar 1937 in Frankfurt a. O. folgendes Urteil gefällt: Der Hegeringleiter Erbt aus Karge wird freigesprochen. Seine Jägerehre ist unverletzt. Einwandfrei steht fest, daß er einen Rotspießler an das Winterhilfswerk abgeliefert hat und nicht, wie böswillig behauptet wird, ein Stück Kahlwild. Das Urteil ist in den amtlichen Verkündungsblättern der Deutschen Jägerschaft bekannt zu machen. Es ist von mir bestätigt worden.

Frelherr von Dungen, Gaujägermeister.«

Geisteswissenschaft

Im Einvernehmen mit dem Reichserziehungsmister Rust hat die Reichspresekammer den deutschen Lehrern eine Broschüre »Zeitung und Schule« übermittelt. Darin wird vorgeschlagen, in den Schulklassen allwöchentlich eine Zeitungsstunde abzuhalten, »entweder im Rahmen des Deutsch- oder des Geschichtsunterrichts. Die Kinder werden zwar auf diese Weise lernen, wie man die deutsche Sprache am wirkungsvollsten mißhandelt — aber es wird wenigstens noch eine Schulstunde totgeschlagen, und das sehen die Hüter der deutschen Wissenschaft jederzeit gern.

Sla doot...

Sippenroman und Fememord

Zu den Schriftstellerinnen, die im braunen Lager etwas zu melden haben, gehört Marie K o p p e n, ab und zu gefeiert als »bekannte ostpreussische Dichterin«. Gegenwärtig läuft in der Nazipresse ein Roman von ihr, der alles konzentriert enthält, was Sippenblut heißt. Er spielt auf einem norddeutschen Bauernhofe und das »Ahnenerbe« gilt als alleiniges, von der Verfasserin heilig gesprochenes Gesetz. Der artvergessene Hoferbe, der dieses Gesetz mehrfach verletzt und modernen »liberalistischen« Auffassungen zuneigt, nimmt ein schwebliches Ende, indem er sich eigenhändig aufknüpft, während sein jüngerer Bruder für seinen Sippenpatriotismus mit dem Hofe belohnt wird. Da fehlt nichts, was die Herzen verkorkter BdM-Mädel höher schlagen lassen soll. Die Jungens heißen Uwe und Malte, die Mädchen Walmuth und Haseltrud. Da ist alles da, was zum zünftigen Blutokitsch gehört: der weise Schäfer und Brauchtumswart, der alles weiß; die uralte geheimnisvolle Wolfsangel als heiliges Familienzeichen; die Ahnentafel; der Kesselhaken, über dem Schwüre geleistet werden; der raunende Brunnen; der Eingebungen flüsternde Namensbaum; der jüdische Händler, der das Unglück bedeutet; die sippenfeste erdgebundene Jungfrau, die mit dem Haselzweig in der Hand, einen freiherrlichen Büsser noch rechtzeitig dem Kloster entrißt; die germanische Mythologie, »die Boten Mitgards mitten zwischen den Schatten Utgards...«

Und alle die Tüchtigen, Klugen beziehen ihr Wissen lediglich durch Baum, Strauch und Brunnen, durch Eingebungen. Denken,

Denken lernen und Verstand sind nichts — Gefühl, Urgesetz und entsprechende »innere Stimmen« sind alles. Schwarzweiß auf der ganzen Linie, die Guten ganz weiß, die Mißratenen ganz schwarz. Eine Blubo-Marltt, nur war die selbige Marltt ungleich weiblicher und menschlicher. »Not kennt kein Gebot als das: sla doot!« — schreit die Köppen ab und zu auf. Selbstverständlich hängen ihre Helden und trutzigen, herben Jungfrauen dem Hauerschen Germanenglauben an. Es gibt keine Verdammnis, es gibt keinen strafenden, richtenden Gott, es gibt keine Strafe im Jenseits, es gibt keine göttlichen Prüfungen. Wäre die Leserschaft der Nazipresse religiös nicht so gemischt, könnte die Köppen ihren Lieblingshörer noch deutlicher werden lassen, aber so muß man es einstweilen bei diesen »deutschgläubigen« Lehrsätzen bewenden lassen. Auch Mord ist nicht einfach Mord und eine Sünde, sondern »heilig ist die Feme«. Ein handfester Fememord wird den Lesern zur Nacheiferung so nebenbei geliefert. Uwe, der Sippenreue, jagt den schieberischen »Mühlenkönig« mit Kutsche und zwei Pferden ins Moor:

»Nun, wie gefällt dir die Fahrt, Mühlenkönig?« ruft er. »Es wird eine lustige Fahrt, wie mir scheint. Eine Fahrt, wie du sie wohl noch nie mitgemacht hast, he? Sie wird dir die Mühe sparen, über den großen Teich zu reisen. Hoppla! Siehst du, das ging wieder einmal gnädig ab. Ja, du hättest besser daran getan, nicht in die Heide zu kommen. Wir haben hier unsere Gesetze, verstehst du, und wer in diese Gesetze einbricht, der wird als ein Wolf angesehen. Und Wölfe können wir

hier nicht gebrauchen. Die kommen ins Moor. Wir haben unser eigenes Gericht, Mühlenkönig. Wir warten nicht erst ab, was die Richter in der Stadt beschließen. Wir treiben aus, was unrein ist. Wozu sind die Moore da? Die haben schon manchen Verbrecher schlucken müssen. Sie können das. Die Moore sind allein dazu imstande, solche Jammerkerle zu verdauen, wie du einer bist. Hoppla, Mühlenkönig. Nun, hat es sich ausgekönigt. Nun sind wir am Ziel.«

So lustig gehts in der Nazipresse zu, wenn ein Mann mit Rössern und Wagen im Moor versenkt wird. Wir warten nicht erst, was die Richter in der Stadt beschließen, wir bestimmen, was Recht und Unrecht ist, jeder auf eigene Faust. Und was die Köppen ist, »unsere bekannte und beliebte ostpreussische Dichterin und Mitarbeiterin«, die klatscht ihren Geschöpfen begelstert Beifall, wobei sie als heilige Sippengesetze ausgibt, was in Wirklichkeit selbst in »der raunenden Heide« längst als überwunden, längst als gemeines Verbrechen gilt. Das bleibt ja das Verlogenste an braunen Geschichten dieser Art: Es gibt in ganz Deutschland keinen Hof wohlhabender Bauern, wo dieses mittelalterliche Sippenrede und Geraune umginge, wo Hauerscher Schwertglaube in den Großvätern gelebt hätte (die beteten im Gegenteil zum Kreuzifix) oder wo Femegelübde dieser Art im Schwange wären.

Dagegen hat die Nazibewegung einst versucht, primitive Blutrache-Vorstellungen gegen die Demokratie wieder zu erwecken und hat damit in norddeutschen Bauerngebilden ganze Serien völkischer Bomben-

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Herausgeber: Ernst Sattler; verantwortlicher Redakteur: Wenzel Horn; Druck: »G r a p h i a«; alle in Karlsbad. Zeitungstarif bzw. m. P. D. Zl. 159.334/VII-1933. Printed in Czechoslovakia.

Der »Neue Vorwärts« kostet im Einzelverkauf innerhalb der CSR Kc 1.40 (für ein Quartal bei freier Zustellung Kc 18.—). Preis der Einzelnummer im Ausland Kc 2.— (Kc 24.— für das Quartal) oder deren Gegenwert in der Landeswährung (die Bezugspreise für das Quartal stehen in Klammern): Argentinien Pes. 0.30 (3.60), Belgien: Belg. Fra. 2.45 (29.50) Bulgarien Lew 8.— (96.—) Danzig Guild. 0.45 (5.40), Deutschland Mk. 0.25 (3.—), Estland E. Kr. 0.22 (2.64), Finnland Fmk. 4.— (48.—), Frankreich Fra. 1.50 (18.—), Großbritannien d. 4.— (Sh. 4.—), Holland Gld. 0.15 (1.80), Italien Lir. 1.10 (13.20), Jugoslawien Din. 4.50 (54.—), Lettland Lat. 0.30 (3.60), Litauen Lit. 0.55 (6.60), Luxemburg B. Frs. 2.45 (29.50), Norwegen Kr. 0.35 (4.20), Oesterreich Sch. 0.40 (4.80), Palästina P. Pf. 0.020 (0.216), Polen Zloty 0.50 (6.—), Portugal Esc. 2.— (24.—), Rumänien Lei 10.— (120.—), Schweden Kr. 0.35 (4.20), Schweiz Fra. 0.30 (3.60), Spanien Pes. 0.70 (8.40), Ungarn Pengö 0.35 (4.20), USA 0.08 (1.—).

Einzahlungen können auf folgende Postcheckkonten erfolgen: Tschechoslowakei: Zeitschrift »Neuer Vorwärts« Karlsbad Prag 46.149. Oesterreich: »Neuer Vorwärts« Karlsbad Wien B-198.304. Polen: »Neuer Vorwärts« Karlsbad Warschau 194.797. Schweiz: »Neuer Vorwärts« Karlsbad Zürich Nr. VIII 14.697. Ungarn: Anglo-Czechoslovakische und Prager Creditbank Filiale Karlsbad Konto »Neuer Vorwärts« Budapest Nr. 3929. Jugoslawien: Anglo-Czechoslovakische und Prager Creditbank Filiale Belgrad Konto »Neuer Vorwärts«, Beograd Nr. 51.995. Genaue Bezeichnung der Konten ist erforderlich.